

Wandermappe.

— Illustrierte Beilage zum —
„Gottscheer Bote“.

Nummer 14.

Gottschee, am 19. Juli.

Jahrgang 1905.

Gott ist treu!

Ob noch so schwarz die Wolke scheine,
Und noch so scharf die Stürme gehn,
Ob ich zur Zeit auch klag' und weine,
Dereinst werd ich den Segen seh'n.
Was es auch sei,
Es geht vorbei,
Nur Gottes Treu bleibt ewig steh'n.

Kirchenvermögen.

„Die Kirche hat einen guten Magen“, diese alte Phrase hört man jetzt, wo die Gehaltsaufbesserung des Klerus in Beratung steht, wieder öfters. Bei vielen ist sie ja der einzige Satz, den sie aus Göthes Faust erschnappt haben, und mit der Ausdauer eines bissigen Rötters laut die kirchenfeindliche Presse immer wieder an diesem hundertmal abgenagten Knochen faulischer Weisheit: „Die Kirche hat einen guten Magen.“ Und man könnte dem beinahe zustimmen. Denn es gehört wahrlich ein guter Magen dazu, all die Geschmacklosigkeit, Albernheiten, Gemeinheit und Bosheit nicht bloß der offenen Kirchenfeinde, sondern auch mancher „aufgeklärt“ sich gebärdender Katholiken ruhig und gelassen hinabzuschlucken, mit der Bitte zum Himmel: „Herr, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie reden!“

In der Tat, nur gedankenlose Schwärzer können vom guten Magen der Kirche reden und dabei an die vermeintlich riesigen Reichtümer der Kirche denken.

Aus den Ergebnissen der amtlichen Statistik soll im Jahre 1900 das Gesamtvermögen der österreichischen Kirche 812 Millionen Kronen betragen haben. Es ist dies offenbar zu hoch gegriffen, da wenige Jahre zuvor sich nach einer Statistik, die uns zu Gebote steht, das-

selbe nur zirka 660 Millionen Kronen betrug. Die Steuerschraube sucht gerade jetzt von kirchlichen Gebäuden und Liegenschaften, die oft gar keinen Ertrag abwerfen, möglichst hohe Steuern herauszupressen und bewertet daher diese Gebäude übermäßig hoch. Aber angenommen, nicht zugegeben, die Kirche besitze in Oesterreich, wenn man alles zusammenzählt, und das letzte Aeckerlein eines Dekonomie-Pfarrers mit einbezieht, momentan nicht nur 812 sondern rund 900 Millionen Kronen. Auf wie viele Personen verteilt sich diese Summe? Sage und schreibe nach einer authentischen Statistik vom Jahre 1900 auf nicht weniger als 18.165 Welt-, 4424 Ordenspriester, 4712 Laienbrüder und 18.844 Ordensfrauen, das gibt zusammen 46.145 Personen beiderlei Geschlechtes, die bei der Verteilung des ange deuteten Kirchenvermögens in Betracht zu ziehen sind. Nimmt man nun rund 46.000 Personen in Rechnung, so fällt durch Division auf jede einzelne ein Kapital von 19.500 Kronen, das gibt bei 5 Prozent einen jährlichen Zins von 975 Kronen, wobei gar nicht berücksichtigt wird, daß die ange deutete Summe nicht bloß den Lebensunterhalt aller genannten Personen geistlichen Standes, die Auslagen für den Gottesdienst und die staatlichen Steuerforderungen zu decken hat, sondern auch die wissenschaftlichen, pädagogischen und humanitären Institute, welche die Kirche besitzt und leitet, wenigstens teilweise, subventionieren muß. Es wäre die Möglichkeit dieser Leistungen evident undenkbar, wenn wir nicht wüßten, daß viele Ordensniederlassungen geradezu auf das Almosen der katholischen Bevölkerung angewiesen sind. Und da redet man von den reichen Klöstern, deren es in Oesterreich nur sehr wenige gibt.

Wohl gab es Zeiten, in denen die Kirche über größere, ja vielleicht mitunter übermäßige Reichtümer verfügte. Doch dieses Vermögen war redlich und recht-

mäßig erworben und bestand daher ebenso zu recht, wie das ungeheuere Vermögen einzelner Fürsten.

Aber selbst in jenen Zeiten — sie sind schon lange vorüber — kam dieser Reichtum einzelner Klöster, Bistümer oder Pfründen weit mehr den Armen und Notleidenden und der Allgemeinheit zu Nutzen als die Reichtümer weltlicher Großen, die meist nur ihre persönlichen Gelüste und Liebhabeereien damit befriedigten. Denn schon das Kirchengesetz schreibt strenge vor, daß ein Drittel des Ueberflusses oder des Nachlasses kirchlicher Pfründeninhaber den Armen gehört. Zudem war es die Kirche, welche damals fast das ganze Volks-, Mittel- und Hochschulwesen unterhielt, das jetzt dem Staate alljährlich in die Hunderte Millionen Kronen kostet. Erst seit Maria Theresias Zeiten nahm sich der Staat der allgemeinen Volksbildung, die früher größtenteils auf den Schultern der Kirche ruhte, an und schuf staatliche Volks- und Mittelschulen.

Aber auch hiezu wurden vielfach die Mittel der Kirche, der Klöster in Anspruch genommen.

Aber nicht bloß das Schulwesen, auch die Pflege der Charitas oblag der Kirche fast ausschließlich. Die verschiedensten Anstalten für Kranke und Gehe, für Waisen und Greise, für Irre, Taubstumme, Blinde und Schwachsinige, Hospize hochherziger Gastfreundschaft sind rühmliche Zeugen, wie die Kirche ihren Reichtum verwendet hat. Ferner hat die Kirche mit ihrem Vermögen ehemals herrliche Kirchen, die jetzt mühsam mit Sammelgroßen erbaut werden müssen, gegründet, imposante Bauten aufgeführt, die Wissenschaft

durch reichhaltige Bibliotheken, die Kunst durch wertvolle Gemälde gefördert, die Missionen in Heidenländern eifrig gepflegt, bei Hungersnot und Seuchen, die früher weit öfter das Land verheerten, dem Elende Steuern geholfen, ja sogar selbst zur Verteidigung des Vaterlandes, namentlich in der Türkennot oder in Geldverlegenheiten der Könige und Fürsten ist die Kirche, bezw. Bischöfe und Orden, man denke an den deutschen Ritterorden, mit ihren Mitteln hilfreich beigetragen. Ja man kann sagen, der Reichtum der Kirche war ehemals ein Segen für die Völker, sonst wäre die große Menge des Volkes noch weit mehr verarmt und von den Fürsten ausgezogen worden, wie wir es heutzutage sehen, wo einige wenige Industriebarone binnen kurzer Zeit Aienvermögen in ihren Händen anhäufen oder reiche Juden den Grundbesitz aufkaufen.

Wir sehen das auch daraus, wie das Kirchenvermögen, durch jahrhundertelangen Fleiß und Sparsamkeit vermehrt, bei den sogenannten „Säkularisationen“ und Klösteraufhebungen binnen kurzem vergeudet war. Der österreichische Religionsfond, der einst von Kaiser Josef II. aus mehr als 700 aufgehobenen Klöstern, kassierten Kirchen, Stiftungen u. s. w. gebildet wurde, reicht jetzt nicht mehr für die nötigsten Bedürfnisse der Kirchen und Pfarren.

Das Eigentum der frommen und kirchlichen Stiftungen machte in England vor der „Reformationszeit“ wenigstens ein Fünftel des gesamten Landbesitzes aus. Die Zinsen dieses Besitzstandes hätten, wie der Anglikaner Pashley versichert, mehr als hingereicht für die ganze Armenverwaltung von Heinrich VIII. bis herab auf Viktoria. Was ward aus diesem Schatz, über dessen mißbräuchliche Verwendung so geeifert wurde? „Der König sprach anfangs von großen wohlthätigen Stiftungen, die er zu machen gedachte; in Wirklichkeit aber verschleuderte er in kurzer Zeit alles an seine Höflinge.“ Soweit Pashley. Man muß dabei daran denken, daß es auch in Oesterreich Familien giebt, die bei ähnlicher Gelegenheit reich wurden. Ebenso wurden in Bayern zu Anfang des 19. Jahrhunderts wertvolle Teile des Kirchenvermögens um einen lächerlichen Spottpreis meist an Adelige oder Juden verschleudert. Schon gegen das Jahr 1550 klagte — ähnlich wie Luther in Deutschland — ein anglikanischer Autor, nachdem er die Hilfe geschildert, welche die Armen ehemals an den Klosterpforten gefunden hatten: „Nun aber, nachdem alles Land in weltliche Hände übergegangen ist, höre ich nicht, daß auch nur ein halber Pfennig von denselben den Armen der betreffenden Pfarren zugute komme.“ Noch bevor das erste Jahrhundert der anglikanischen Kirche zu Ende ging, wiederholte 1618 der anglikanische Gelehrte John Silden diese Klagen, indem er sie für nur zu begründet und aller Beachtung wert hielt.

Nachdem das Vermögen der Armen verschleudert und die Quelle desselben, der Wohlthätigkeitsfönn der Bevölkerung, wenn nicht ertötet, so doch sehr geschwächt war, blieb zur Linderung der immer steigenden Not nichts übrig, als „die erzwungene Nächstenliebe der Armut“.

Dasselbe Spiel würde sich heutzutage wiederholen, wenn das Kirchenvermögen, wie es die Sozialdemokraten und Deutschnationalen wollen, widerrechtlich und frevelhaft eingezogen würde. Auch Italien hat dem Papste den Kirchenstaat und fast alles Kirchenvermögen genommen und doch ist die Armut und das wirtschaftliche Elend nur größer geworden.

Nicht das Kirchenvermögen ist eine Schädigung der Volks- und Staatswohlfahrt, wohl aber ist das riesige Judentum eine Gefährdung der Staaten. Mit dem ganzen Kirchenvermögen könnte man nicht einmal ein Viertel der österreichischen Staatsschulden decken, die meistens bei Juden und jüdischen Banken gemacht wurden. Drei, vier Juden, Guttman, Reizes, Hirsch, Königswarter haben zusammen weit mehr Vermögen als die katholische Kirche in ganz Oesterreich und das Vermögen Rothschild's allein beträgt 12 mal mehr als alles Kirchenvermögen. Wo sind aber die hunderte Wohlthätigkeitsanstalten, die Spitäler, Schulen, Waisen- und Findelhäuser, wo die Bibliotheken, Sternwarten, wo die hunderte Studenten, wo die tausenden Armen, die von den Rothschild's und Guttman's und all den reichen Juden aus eigenem unterhalten werden, wie es die Kirche, ihre Klöster und Priester tun?

Ja das Kirchenvermögen kommt allen Katholiken zugute; denn sonst müßten die Gläubigen selbst, wie es ihre heilige Pflicht ist, und von Christus angeordnet ist, für die Bedürfnisse der Priester und Kirchen aufkommen, was gewiß vielen ärmeren Leuten schwer fallen würde. Das ist aber die Absicht der Gegner bei ihrem heizerischen Geschrei gegen das Kirchenvermögen, daß viele laue Katholiken von der ihres Vermögens beraubten katholischen Kirche abfallen sollen, wenn sie dann für kirchliche Zwecke Abgaben ertrichten müßten. In's geheim aber lauern schon die Juden und ihre Helfershelfer, um mit dem Kirchenvermögen ihre eigenen Taschen zu füllen; das Volk aber hätte wie immer das Nachsehen und Zahlen.

Revolutionen in Rußland.

Matrosen der Kriegsschiffe und Häfen meutern, Soldaten kehren Gewehre und Bayonette gegen Offiziere oder gegen die zu ihrer Niederwerfung ausgesandten Kosaken, Bombenattentate in den Städten, schrecklicher anarchistischer

Aufbruch in verschiedenen großen Industrie-Orten sind an der Tagesordnung. Auf wen soll sich da das Jarentum noch verlassen? Zum Glück sind diese revolutionären Erscheinungen, obschon bedenklich zahlreich, doch nicht allgemein, und die große Masse des Bauernstandes ist, von vereinzelt Gutsplünderungen abgesehen, dem Aufbruch abhold, den vorzüglich Juden gebildete russische Nihilisten, Sozialdemokraten und polnische Unzufriedene pflegen. Sonst wäre es um die russische Regierung schon geschehen und die Schrecken der Umwälzung würden über das ganze große Reich wogen. Der ostasiatische Krieg mit den angeknüpften Friedensunterhandlungen und der neuesten Besetzung der großen Insel Sachalin durch die Japaner, tritt vor den inneren Unruhen in Rußland jetzt in den Hintergrund. Es ist in den letzten Tagen, während der schwankende, schwächliche Zar Nikolaus sich in freihetlichen Reform- und Verfassungszusagen und in Nachgiebigkeit gegenüber sprachlichen Wünschen der Polen erging, sehr viel Blut in manchen Städten Rußlands geflossen und ungeheuer viel Gut fanatisch zerstört worden, ganz unnütz und zwecklos; denn so sehr wir die Korruption des russischen Bureaokratismus und seines ganzen bestechlichen Beamtentums verwerfen und der Brutalität und Hohlheit der russisch-orthodox-schismatischen Tyrannei die letzte Stunde geschlagen wünschen, so sehr müssen wir auch offen bekennen, daß die blutrünstigen, gewissenlosen Neuerer nicht Bringer der Freiheit, des Glückes und der Ordnung, sondern die größten Betrüger und Schädiger an der Volkswohlfahrt sind; deren bisheriges Einzeltreiben ließ auf den sicheren zukunftsstaatlichen Bankerott schließen.

Eine unheimliche Fülle jüngster Ereignisse sei hier noch kurz erwähnt. Den in der vorigen Nummer geschilderten Straßenkämpfen in Lodz, woselbst noch am 29. Juni der Kosakengeneral Marmusow auf der Straße erschossen wurde, reihte sich alsbald die große Hafenstadt Odessa am Schwarzen Meere an. Schon mehrere Tage gab es unter den dortigen Sozialisten Aufbruch, besonders seitens der vielen tausend Juden. Mit diesen standen aber auch Matrosen der Kriegsschiffe in Verbindung, deren alte Mannschaft man größtenteils auf die inzwischen verlorenen Kriegsflotten nach Ostasien gesandt hatte. Da lief nun am 28. Juni von Sebastopol her das große Panzerschiff „Anjaz Potemkin“ (Fürst Potemkin der Taurier) mit der roten Flagge statt mit der des Zaren in den Hafen ein und bedrohte mit seinen Kanonen die Stadt, die gegen die feierliche Ausstellung und Beerdigung eines erschossenen Matrosen nichts einwenden durfte. Am „Potemkin“ hatte sich nämlich die Mannschaft über schlechte Nahrung beschwert und deren Annahme verweigert, worauf wegen Insubordination von einem rohen Offizier ein Matrose erschossen wurde. Die angetretenen Matrosen ergriffen sodann die Gewehre, erschossen mehrere Offiziere samt dem Kapitän, setzten die anderen gefangen und bemächtigten sich als eidvergeßene Meuterer des Schiffes. Ihnen schlossen

sich, angeblich gezwungen, noch der „*Bobje-donoszew*“ und das Kanonenboot „*Wecha*“ an. Als die übrige Kriegsflotte von Sebastopol unter dem Kommandanten Krieger andampfte, um den „*Potemkin*“ zur Botmäßigkeit zu verhalten, mußte sie ohne einen Schuß zu tun unverrichteter Dinge abziehen: die Offiziere fürchteten die Meuterei ihrer eigenen Matrosen, die offenbar nicht schießen wollten, die Offiziere vergaßen feig ihrer eigenen Fahnen Ehre, oder es fühlte sich die ganze Flotte dem „*Potemkin*“ nicht gewachsen. Inzwischen tobte bis 5. Juli in Odessa entsetzlicher Aufruhr; viele Hafenhäuser, Magazine, Schiffe, Läden wurden verbrannt oder demoliert, das Militär wurde verstärkt und lieferte den Aufständischen förmliche Schlachten, während der „*Potemkin*“ Proviant und Kohle zu ergattern suchte. Aber dessen Meuterer scheinen auch gegen einander gemeutert zu haben: am 9. Juli lieferten sie sich im Hafen von Constanza der selbst erschrockenen rumänischen Behörde unter der Bedingung, daß sie nicht ausgeliefert werden, aus. Rumänien selbst hat den „*Potemkin*“ den Russen übergeben, das Schiff mußte aber über Verschulden der Meuterer erst von der Untergangsgesfahr infolge eingebrungenen Wassers befreit werden. — In Odessa waren u. a. 8 russische Dampfer und 500 Segelschiffe verbrannt worden! Am 8. Juli wurden dort gefangene Meuterer von der anstürmenden Menge befreit.

Aber auch in den Ostsee-Kriegshäfen von Libau und Kronstadt gab es letzter Tage verschiedene Meutereien, durch die sich sogar Petersburg bedroht fühlen mußte. In Libau z. B. wurden laut Meldungen vom 11. Juli nach der Ueberwältigung der meuternden Matrosen der Kriegsmarine 23 Mann zum Tode verurteilt. An sechs Mann wurde das Todesurteil sofort vollstreckt. Als der Kommandant aus Furcht, die Meuterei zu verstärken, die Hinrichtung der übrigen aufschob und sich Instruktionen aus Petersburg erbat, erhielt er den Befehl, die Hinrichtung zu vollziehen. Als hiezu Anstalten getroffen wurden, verweigerte die beorderte Mannschaft den Gehorsam und wendete sich gegen die Offiziere, von denen 12 erschossen wurden. Es wurden Kosaken mit der Unterdrückung der Meuterei betraut. Bei dem nun entstandenen Kampfe wurden 30 Kosaken getötet.

Im Warschauer Militärbezirke war eine Anzahl Offiziere ausgewählt worden, um in die Mandschurei geschickt zu werden. Die Offiziere verweigerten aber den Gehorsam und erklärten, nur mit ihren Regimentern abzureisen. Daraufhin sollten vier Offiziere und zwanzig Unteroffiziere erschossen werden. Die Abteilung eines litauischen Infanterie-Regimentes, welches das Urteil ausführen sollte, weigerte sich auf das entschiedenste, auf die Offiziere zu schießen. Kosaken führten nun das Urteil aus; als aber die Kosaken in die Kaserne zurückkehrten, stürzten sich die Infanteristen auf sie. Es entspann sich ein blutiger Kampf, in dessen Verlauf über 200 Kosaken getötet wurden. In der Festung Kowno sollen nach Telegrammen vom 5. Juli mehrere

Regimenter den Gehorsam verweigert haben. Auch unter den Grenzregimentern soll's mit der Disziplin elend aussehen. In Petersburg sind über 25.000 Arbeiter ausständig. In Iwanowo-Wosnessensk wirtschafteten am 8. d. M. ausständige Arbeiter, plünderten die Läden und legten Feuer an. In Kowno randalierten am 9. d. M. 400 Juden. In Tiflis wurde ein Polizeioffizier durch eine Bombe getötet. In Petersburg verlangten mehrere Volksversammlungen die Republik. Die sozialistische Parteileitung in Hamburg sendet den russischen Rebellen 10.000 Mark. Das Krakauer Organ des sozialdemokr. Abg. Daszynski, der „*Naprzod*“, forderte offen die polnisch-jüdischen Sozialisten Galiziens und Schlesiens zu Geldsammlungen auf, um für die russischen Aufständischen Waffen kaufen zu können und das ließ unsere Behörde zu! In Moskau wurde am 11. Juli der Stadthauptmann Schumaloff bei hellem Tage im Empfangszimmer von einem Attentäter erschossen. In Elisawjetpol (Kaukasus) gab es neuestens eine Soldatenmeuterei und Desertionen, in Batum herrscht die ärgste Revolution. Da braucht der Zar seine Soldaten notwendiger daheim als in der Mandschurei. Es fragt sich, ob nicht selbst ein ehester Friedensschluß samt allen angekündigten Reformen schon zu spät ist.

Sei wie der Baum.

Sei wie der Baum,
Streb' himmelan
Mit deinem Können und Denken.
Im weiten Raum
Laß in der Bahn
Die Wurzel im Glauben versenken.
Blüh' wie im Mai
In Liebe treu,
Früchte reisend hienieden;
So wirst du frei,
Hoffend dabei,
Scheiden am Ende in Frieden.

Zeitgeschichten.

— **Ein Riesenhummer.** Im Stillen Ozean wurde unlängst nach der Mitteilung einer Londoner Fischerei-Zeitung ein Hummer gefangen, der 36 Pfund wog und 45 Zoll lang war. Da Hummer am liebsten Fleisch fressen, werden sie gewöhnlich in Körben gefangen, in die man tote Fische als Köder legt. Dieser Hummer war aber so groß, daß er gar nicht in den Korb hineinging, der zum Fange ausgelassen worden war; so kostete es einige Mühe, ihn zu fangen. Er hatte offenbar zuerst etwas von dem Köder durch die Maschen des Fangkorbes genommen und hatte sich dabei so verwickelt, daß er nicht wieder herauskommen konnte. Als man dann den Korb in das Boot hereinzog, begann ein gewaltiger Kampf; alle Insassen des Bootes mußten sich daran beteiligen, um des Riesentieres Herr werden zu können. Und dabei mußten sie sich natürlich in Acht nehmen, daß sie nicht verletzt wurden.

— **Eine furchtbare Explosion.** Am 1. Juni wurden 10 Tonnen Sprenggelatine und 3 1/2 Tonnen Gelignite in der Nähe von

Abukir zur Explosion gebracht. Die Explosivstoffe waren in einen gefährdrohenden Zustand geraten, weshalb von gerichtswegen deren Zerstörung befohlen worden war. Die Kisten wurden in Rähnen 500 m weit in der Richtung auf die Nelson-Insel in die See hinausgebracht und in 15 Fuß Wassertiefe versenkt. Die ganze Masse wurde dann mit dem Lande elektrisch verbunden und gleichzeitig zur Explosion gebracht. Die ruhige See kochte plötzlich auf, während sich eine Wassersäule, die an ihrer Basis 200 Fuß Durchmesser hatte, wie eine schneeweiße Säule von glitzerndem Schaum 2000 Fuß hoch in die Luft erhob. Als das Wasser fiel, zeigte die See plötzlich ein anderes Bild. Es bildete sich eine gewaltige Woge, die sich mit merkwürdiger Langsamkeit dem Lande zuwälzte. Ehe sie die Küste erreichte, teilte sie sich in unzählige große Wellen. Noch lange nach der Explosion war das Wasser in der Bucht in unruhiger Bewegung. Es nahm eine braune Farbe an, was darauf schließen läßt, daß ein gewaltiges Loch in den Meeresboden gerissen worden ist.

— **Lustige Elefanten.** Auf dem Bahnhofe Latignolles in Paris trafen kürzlich fünf Elefanten ein, die für ein Variété bestimmt waren. Der für sie bestimmte Stall war aber noch nicht fertiggestellt, so mußten sie daher in einem verhältnismäßig engen Raume untergebracht werden. Durch die Langweile aufgeregt und um ihre Zerstreuung besorgt, zerpflückten die Dickhäuter mit ihren Rüsseln einige in der Nähe stehende Körbe und verichlangen den Inhalt, frisches Gemüse und Früchte. Dann machten sie sich über einige Fässer Bier und Kognak her, was ihnen zu einem Rausch verhalf; sie lärmten nun so, daß Aufseher herbeieilten; diese wurden jedoch übel zugerichtet. Der Bahnhofsvorsteher forderte nun den Besitzer der Tiere auf, sie schleunigst abzuholen und verlangt außerdem Schadenersatz für alles, was die lustigen Elefanten verdorben und zertrümmert haben.

— **Ein diebsicherer Ort.** In Paris kann man alljährlich um die Reisezeit die eigentümliche Erfahrung machen, daß die „*Tan'e*“, so heißt im Volksmunde das Pariser Leihhaus, am meisten mit allerhand verletzten Gegenständen angefüllt ist. Die Pariser versehen nun aber im Juli vor Antritt der Reise Kostbarkeiten und Bekleidungsstücke nicht etwa aus dem Grunde, um aus dem Erlös die Reise bestreiten zu können. Man fürchtet vielmehr Besuch von Dieben während der Abwesenheit und geht darum nach dem Leihhaus, wo man die Gegenstände am allersichersten weiß. Kommt man von der Reise zurück, dann löst man die Sachen befriedigt wieder aus.

— **Auf Rollschuhen.** Herren in schwarzen Gehröcken und auf Rollschuhen sind das Neueste auf den Londoner Straßen. Die Rollschuhe sind durchaus modern gebaut, die Räder gehen auf Gummireifen. Der erste Herr, der auf ihnen fuhr, wurde dieser Tage in Whitehall angetroffen. Er fuhr äußerst sicher mitten durch das Wagengewühl und erregte eine allgemeine Sensation.

Blanche-Rose.

Novelle von Melati von Java. Genehmigte
Uebersetzung von J. Flavius.

(Nachdruck verb.)

(Fortsetzung.)

6.

Und in den großen Ferien fuhr wieder der schöne Wagen vor und nahm Rose-Blanche von neuem mit. Der Baron und die Baronin hatten wohl gesehen, wie wenig Glodia ihre Tochter fesselte und wie diese, obwohl sie kein Wort darüber sprach, ihre Pflegeschwester entbehrte. Da sie keinen anderen Lebenszweck hatten, als Blanche's Leben möglichst hell und sonnig zu gestalten, ließen sie ihr den Willen und gestatteten, daß Rose-Blanche die ganzen Ferien auf dem Schlosse zubrachte.

Uebrigens hielten sie auch viel von dem Kinde. Sie fühlten sich beide von ihrer strahlenden Persönlichkeit angezogen, und wenn sie den Umgang beschränkten, dann geschah es allein aus Vorsicht, aus Furcht, dem Mädchen zu schaden, seine Zukunft zu verderben.

„Wenn wir Sie nur verheiraten könnten“, sagte der Baron, der, wie alle Männer, Rose gut leiden mochte; „sie ist doch sozusagen unsere zweite Tochter!“

„Dann müßtest Du ihr gerade so viel geben, wie Du Blanche gibst“, sagte die Baronin; „mit weniger könnte oder wollte sie doch nicht glücklich sein.“

„Die Liebe macht die Wage gleich, und glaube mir, ich müßte mich sehr irren, wenn unsere Rose-Blanche nicht leidenschaftlich lieben könnte.“

„Oder geliebt werden! Sie ist zu selbstsüchtig, um viel von anderen zu halten.“

„Ausgenommen von Blanche!“

„Ja, richtig, Blanche! Aber das ist es gerade, sie läßt sich lieben von Blanche, und wenn sie etwas von ihr lieb hat, dann ist es Blanche's Liebe, nicht sie selbst.“

„Liebe Frau, Du machst wieder Analysen! Du entblätterst die Blume, anstatt Dich an ihrem Duft und ihrer Farbenpracht zu freuen.“

„Ja, es ist immer mein Fehler gewesen und ich fürchte, daß auch unser Kind dasselbe tut. Schade! Solche Menschen sind dazu bestimmt, viel zu leiden.“

„Aber Du leidest doch nicht!“

Frau von Basthene schwieg. Sie hatte auch ihr verborgenes Kreuz, von dem niemand etwas vermutete, ihr Mann am allerwenigsten; er dachte nicht, daß sie eine Ahnung davon hatte, daß seine Reisen nach Brüssel oder Paris noch einen anderen Zweck hatten als Geschäfte. Aber sie

schwiegte stolz, sie tat, als ob sie nichts wüßte, nichts erwartete; all' ihre Liebe, alle ihre Sorgen widmete sie ihrem Kinde, und ihr tägliches Gebet war: „Vater im Himmel, wenn eine leiden muß, gib mir dann doppelt zu tragen, aber mache Blanche's Last leicht. Sie wird ebenso wie ich, in Stille doppelt leiden müssen, weil sie es nicht anders kann und wenn sie einmal lieben wird, dann ist es nur dieser Eine und für immer!“

Noch ein Jahr und dann kam Blanche nach Hause, achtzehn Jahre alt, schön, scheinbar zart, schwächlich, und doch kräftig in ihrer Feinheit.

Sie ging erst mit ihren Eltern nach Ostende, dann nach Paris und Amsterdam, wo sie der Familie vorgestellt wurde, und im Oktober kehrten sie nach Brüssel zurück, um daselbst die Herbstmonate zuzubringen. Den Winter wollte man durch einen Aufenthalt in Brüssel abkürzen.

Eine große Ueberraschung wartete Blanche's, als sie auf dem Schlosse ankam. Rosa war schon da, Rosa, zu einer herrlichen Frau entwickelt, dunkel wie eine Spanierin, aber mit der frischen Gesichtsfarbe einer Holländerin, elegant in ihrem einfachen Kleide, und doch war etwas in ihrem Auftreten, in ihrem ganzen Wesen, das Blanche sonderbar vorkam, etwas, an das sie sich gewöhnen mußte — meinte sie — etwas, das sie früher niemals an ihrer Freundin gesehen hatte, das aber der scharfe Blick ihrer Mutter immer an ihr vermutet hatte.

In der That war Rose-Blanche in diesem Jahre wesentlich verändert, oder richtiger, vieles, was in ihr geschlummert hatte, war erwacht. Der in ihrer Seele schlummernde Same trieb Blüten und Früchte nach Außen.

Auf ihr Atelier waren ein paar belgische Mädchen mit sozialdemokratischen Ansichten gekommen: sie hatten ihre eigenen Gedanken über allerlei Gegenstände, über Religion, über Moral, über Menschen und gesellschaftliche Zustände.

Rose hörte aufmerksam zu und es war ihr, als ob sich eine neue Welt vor ihr öffnete. Das alles hatte ihr so oft in unbestimmten Zügen vor dem Geiste geschwebt; sie hatte es nicht in Worten, selbst nicht in Gedanken formulieren können; es war so etwas ganz anderes, als was sie stets in ihrer Umgebung bei ihren schwer arbeitenden Eltern, in der Kirche und auf dem Schlosse gehört hatte.

Antwort erhielt sie nicht oder eine nicht befriedigende, aber es war schon viel, daß andere auch die Fragen teilten, die ihr so oft auf den Lippen geschwebt hatten.

Also sie war nicht die einzige, die unter der Ungerechtigkeit des Lebens litt, einer Ungerechtigkeit, die sie noch mehr als andere drückte, weil sie wußte, wie dieses Leben für andere sein konnte — ein Traum von Schönheit und Glanz.

Sie gesellte sich zu diesem Mädchen, sie lernte von ihnen und ihnen — wie sie es nannte, — sie teilte nun die Ansicht, daß jeder Mensch auf der Welt Recht hat auf Glück und Freude, daß die große Ungerechtigkeit aufhören muß, die einigen alles gibt und anderen nichts, daß der Mensch frei geboren ist und daß Gesetz und Sitte ihn von Jugend auf fesseln und binden, daß die Religion erfunden ist, um den Armen zum Vorteile des Reichen auszuheuten, daß man das Glück nehmen muß, wo man es findet, und nicht fragen darf, wie man es erobert.

Sie liebte Bücher von ihnen, die sie bis tief in die Nacht studierte, Bücher, die die Leidenschaft verherrlichten und die Tugend verspotteten, diejenigen, die unterwürfig, religiös und zufrieden lebten, beklagten und geistig zurückgeblieben, beschränkt oder altfränkisch nannten.

Sie genoß diese Theorien wie frische Äpfel an einem heißen Sommertage; das Angesicht der Erde veränderte sich vor ihr; sie betrachtete nun alles mit anderen Augen — das Arbeiten und Ringen ihrer Eltern, ihr mühevolleres Tragen der Lebenslast, ihr freudeloses Dasein, — und mit alledem erreichten sie nichts mehr, als daß sie am Leben blieben, und dabei welch' ein Leben! Dann dachte sie an die herrlichen Tage bei den Basthene's; wie ganz anders lebten die! Früher nannte sie es eine Gnade, ein Vorrecht, daß sie ganz allein von ihren Geschwistern daran teilnehmen durfte; damals nannte sie es einen Zaubergarten, in dem ihre Pflegeschwester die gute Fee war; nun hielt sie es für ein Recht, daß sie dort wenigstens die Ueberreste nehmen durfte, die von ihrem täglichen Festtisch fielen.

Warum mußte Blanche-Rose dies alles besitzen und nicht sie? Sie waren doch beide Menschen; allein der Zufall der Geburt hatte der einen alles gegeben und der anderen nichts. Und zum Uebermaß des Unglücks erlaubten sie ihr mitunter einmal, von ihrem Leben, ihrem Genuß zu genießen, um dann wieder in ihrer elenden Umgebung mit Leidwesen und Heimweh danach zu schmachten.

Nein, ihre Rechte waren dieselben; die Basthene's glaubten sie mit Wohlthaten zu überhäufen; sie mußten einmal wissen, wie ganz anders sie darüber dachte, wie sie ihnen gar nicht dankbar zu sein brauchte für ihre guten Gaben, wie sie es ihnen

nicht verzieh, ihr einen Blick in ein Paradies gestattet zu haben, das für sie doch keine bleibende Wohnstätte sein konnte!

Murrend und unzufrieden schwachtete sie doch nach dem Augenblicke, der sie wieder noch Willen zurückbringen sollte; ihre Ungeduld, als die Reise der Familie immer und immer wieder verlängert wurde, kannte keine Grenzen.

Endlich erhielt sie ein lebenswürdiges Briefchen von Frau von Basthene, ob sie sich nach dem Schlosse begeben wollte vor der Rückkehr der Familie, um für den feierlichen Empfang Blanche's zu sorgen.

„Natürlich bin ich dafür gut genug! Weihrauch soll brennen vor der jungen Göttin! Ich gehöre zu ihren Amusements, wie ein Gang nach einem Wettrennen oder ins Theater.“

Wie das Haus ihrer Eltern, so sah sie nun das Schloß mit ganz anderen Gedanken an. Alles blendete jetzt noch mehr ihre Augen. Doch begriff sie, daß nichts gefährlicher sein würde, als wenn sie hier ihre inneren Ueberzeugungen zur Schau tragen wollte; sie mußte sich bemühen, dieselbe zu scheinen, ihre Eifersucht verbergen und stets die Rolle der Dankbaren spielen. Das Heucheln fiel freilich schwer; früher war es ihr leicht gewesen, sich Blanche gegenüber glücklich und dankbar zu zeigen, sie fühlte es; nun aber mußte sie heucheln, Empfindungen zeigen, die sie nicht hatte und andere verheimlichen.

Sie fühlte sich hier fremd, nicht mehr in Harmonie mit ihrer Umgebung; es wurde ihr schwer, mit Blanche herzlich zu sprechen, selbst ihr zuzuhören. Einmal war es ihr ein Genuß, sie nach den Wundern von Paris, dem Glanze Ostende's zu fragen; sie wurde nicht müde, dies alles anzuhören, und Blanche antwortete gerne; sie freute sich über ihre Begeisterung, ihr Interesse noch mehr als früher, wo sie selbst das alles gesehen und gehört hatte.

Nun zitterte sie vor Aerger bei Blanche's Erzählungen, sie mußte sie anhören und konnte es fast nicht ertragen, daß sie da so still sitzen und lauschen mußte; gleiches kam ihr auch zu, dieser Tisch war ebenso gut für sie gedeckt, nur die Ungerechtigkeit des Schicksals verhin- derte sie, daran zu sitzen.

Alein das geübte Auge der Baronin und Blanche's oder richtiger ihre fein belattete Seele sah und fühlte, daß Rose nicht mehr wie früher genoß. Ihr Bachen klang gedrückt, gezwungen, zuweilen schrill; sie mußte sich Gewalt antun, um freund-

lich und zuvorkommend zu sein, und das machte sie oft übertrieben, oft gleichgiltig.

„Ich werde hier nur geduldet! Die vornehmen Gäste wissen, daß ich nur eine Zehrerstochter bin, ein Badenmädchen, sie behandeln mich deshalb nur freundlich und korrekt, weil die Basthene's mich hier das Gnadenbrot essen lassen.“ Sie hielt sich in Gesellschaften steif, stolz, unnahbar, obwohl Blanche Alles tat, um sie aus ihrer Zurückgezogenheit hervortreten zu lassen.

Frau von Basthene hatte ihr mit der besten Absicht allerlei neue Kleider, Mäntel und Hüte aus der Garderobe ihrer Tochter gegeben; es waren alle noch sehr gute Stücke, die Blanche aber nicht mehr gebrauchte, da sie nun bei ihrer Einführung in die Welt alles neu erhalten hatte. Rose-Blanche nahm die Kleider mit einem schwachen „ich danke Ihnen“ an, aber als sie zum erstenmal das Rosakostüm Blanches anzog und in den Spiegel schaute, bekam sie einen Wutanfall, und roh riß sie es sich vom Leibe.

„Ich will keine getragenen Kleider,“ erklärte sie und erschien in ihrem einfachen dunkeln Kleide, streng und ernst wie eine Krankenschwester.

„Ach, ich hatte gehofft, Dich in dem schönen Rosakostüm zu sehen,“ sagte Blanche.

„Es paßt mir nicht,“ antwortete sie kurz, „ich habe lieber ein Natunkleidchen an, das mir gut sitzt, als ein seidenes Kleid, das sichtlich nicht für mich gemacht ist.“

Blanche sagte nichts, aber das erste Mal, wo sie nach der Stadt zu Blanche's Näherin gingen, ließ sie für Rosa das selbe Kleid anmessen, das sie sich ausgesucht hatte; nur in der Farbe machte sie Unterschied, Blau stand ihr besser als Rose-Blanche.

Das Mädchen nahm alles an, aber innerlich war sie empört. „Welches Verdienst liegt nun in ihrer Handlung?“ fragte sie sich; „sie ist eine Wohltäterin, sie gibt mir Kleider, es kostet ihr nicht das kleinste Opfer, und ich muß ihr danken; tue ich es nicht genug und herzlich, so heiße ich undankbar.“

Es war etwas gebrochen zwischen ihnen. Blanche, die sich nicht geändert hatte, fühlte es sicher am bittersten; mitunter fragte sie Rosa, ob sie etwas gegen sie hätte, ob sie einen Fehler begangen haben könnte, ob sie sie ohne es zu wissen irgendwie gekränkt hätte.

„Nein, nein!“ rief sie, „Du kannst nichts daran tun. Aber Du bist eine große, ganz große, vornehme Dame geworden, kein Pensionatmädchen mehr, und

ich bin nur ein Bürgerkind, das ist der Unterschied; früher fühlten wir es nicht und darum ist es besser, daß wir scheiden!“

Blanche traten die Tränen in die Augen und lieblosend zog sie sie an sich.

O pfut, Rosa! Sage das nie mehr! Ich halte noch ebenso viel von Dir und ich habe mich gar nicht verändert. Ich denke, ich fühle genau dasselbe wie früher; alle diese Beute und alle diese Feste berühren mich nur äußerlich, sie dringen nicht in mein Herz ein“

„Das meinst Du nur! Unwillkürlich änderst Du Dich dadurch, und wenn Du heiratest, bist Du ganz umgewandelt. Und das will ich nicht abwarten; ich habe auf ein Annonze geschrieben und dann komme ich in ein Geschäft im Haag, und wenn Du dann im Haag auf Besuch bist, dann können wir einander nur heimlich treffen, des Morgens wenn keine Gefahr ist, daß Beute dazu kommen, die in mir die Verkäuferin sehen, die ihren Hut garnierte und die ihre Komplimente anhören mußte über das nachlässige Annähen einer Feder und den Mangel an Eleganz eines Blumenarrangements“

„Nein, Rosa, das geschieht nicht. Das will ich nicht! Ich werde mich Deiner niemals schämen!“

„Glaubst Du denn, ich dürfte mit Dir in das Konzert in der „Tent“, ich, ein Badenmädchen?“

Das letzte Wort war mit unaussprechlicher Verachtung gesagt; es lag in ihrer Stimme wilder Haß, der in ihren Augen glühte und ihrem ganzen Gesichte etwas Unangenehmes und Abstoßendes gab.

Blanche seufzte.

„Könnte ich Dich nur glücklich machen, Schwester, aber ich weiß nicht, wie ich das anfangen muß, auf meine oder auf Deine Manier!“

„Wir müssen nur für uns selbst sorgen. Das ist das Beste, unsere Wege gehen zu weit auseinander! Es ist hart, aber es ist nun einmal nicht zu ändern. Wir müssen uns damit zufrieden geben.“

Aber Blanche gab sich nicht damit zufrieden. Sie sprach mit ihrer Mutter über Rosa's Plan. Sollte es nicht möglich sein, sie für immer auf das Schloß zu nehmen? Aber während sie dies vorschlug, ließ Frau von Basthene deutlich, daß sie dies nicht für sich selbst, sondern allein um Rosa's Willen wünschte.

„Vielleicht hat das Kind Recht,“ antwortete sie nachdenklich, „sie ist verändert“

„Hast Du das auch bemerkt, Mama?“ „Schon im ersten Augenblick. Sie freute sich nicht mehr dessen, was wir ihr geben; es sind Wohltaten für sie, Almosen, und

wie wir es auch anfangen, wie wir auch unsere Diskretion verdoppeln, es hilft nichts, sie verlangt sie nicht mehr — sie bildet sich ein, Recht auf mehr zu haben."

"O nein, Mama, sie ist so bescheiden."

"Weil sie stolz geworden ist, weil sie ihre Kindlichkeit, vielleicht auch ihre Unschuld in Gedanken verloren hat. Wirklich, Blanche, ich glaube, daß es besser für Euch beide ist, auseinander zu gehen. Ich habe es immer gefürchtet, daß es kommen würde, aber ich begriff auch, daß das gewaltsame Zerreißen des Bandes Dich zusehr schmerzen würde. Nun geht es von selbst auseinander!"

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 16.—31. Juli.

16. Sonntag. Maria vom Berge Karmel (Skapulierfest); Rainaldis, Jgf. u. Mart. († 680); Geslaus, Bek., Stephan, Abt († 1134). Evangelium (Math. 5, 20—24): Jesus fordert eine andere, innere und vollkommenere Gerechtigkeit als die der Pharisäer und mahnt zur Demut und Sanftmut. ☉ Vollmond um 4 Uhr 29 M. abds.

17. Montag. Alexius, Bek. († 417); Marcellina, Jgf. († 398). **18. Dienstag.** Kamill v. Belli, Ordensstifter († 1614); Friedrich, Bisch. u. Mart. († 838); Arnold, Bek. († 843). — **19. Mittwoch.** Vinzenz v. Paul, Ordensstifter († 1660); Aurelia, Jgf. u. Mart. († 856); Alfred, König. — **20. Donnerstag.** Hieronymus, Nemiliani, Ordensst. († 1537); Margarita, Jgf. u. Mart. († 275); Elias, Prophet (Landesfeiertag in Kroatien). — **21. Freitag.** Praxedes Jgf. († 250); Arbogast, Bisch. († 878). — **22. Samstag.** Maria Magdalena, Büsserin († 1. Jhdt.)

23. Sonntag. Apollinaris, Bisch. u. Mart. († 101); Viborius, Bisch. († 396). Evangelium (Mark. 8, 1—9): Jesus speist mit 7 Broten und einigen Fischlein 4000 Mann.

24. Montag. Christina, Jgf. u. Mart. Sonnenaufg. um 4 U. 17 M., Unterg. um 7 U. 55 M. Tageslg. 15 St. 38 M. ☉ Letztes Viertel um 2 U. 6 M. nachm. — **25. Dienstag.** Jakob d. Aelt. Apostel († 42); Christophorus, Mart. († 251); Magnerich, Bisch. († 596). — **26. Mittwoch.** Anna, Mutter Mariä; Valens, Bek. († 531). — **27. Donnerstag.** Pantaleon, Mart. († 305); Berthold, Abt († 1142). — **28. Freitag.** Viktor Papst († 202); Nazarius und Celsus, Mart. († 68); Innocenz, Papst († 417). — **29. Samstag.** Martha, Jgf. († 1. Jhdt.); Felix, Papst u. Mart. († 365); Beatrix, Jgf. u. Mart., Olaf, Kg. u. Mart. († 11. Jhdt.).

30. Sonntag. Abdon u. Sennen, Mart. († 250); Julitta, Martyrin († 305). Evangelium (Math. 7, 15—21): Jesus warnt vor den falschen Propheten, den Irlehrern, die nach außen Lämmern gleichen, innen aber reißende Wölfe sind. An ihren Früchten, sagt Christus, werdet ihr sie erkennen.

31. Montag. Ignatius von Loyola, Ordensstifter († 1556); Germanus, Bek. († 418). Sonnenaufgang 4 U. 28 M., Untergang 7 U. 44 M. Tageslg. 15 St. 16 M.

27. Juli.

Der hl. Pantaleon, Martyrer.

(† 305)

Ein heiliges Vorbild eines christlichen Arztes ist der hl. Pantaleon, der darum mit dem hl. Lukas als Patron der Ärzte verehrt wird. Er stammt aus Nikomedien (am Bosporus) und seine Mutter soll Christin gewesen sein, während der Vater noch Heide war. Die fromme Frau pflanzte den Samen christlichen Glaubens in das Herz des Jünglings, der sich dem ärztlichen Berufe widmete und in der Arzneikunde seine Studiengenossen derart überflügelte, daß er bald zum Leibarzte des Kaisers in Nikomedien erwählt wurde. Das verführerische Leben am Hofe, die Gunst des Kaisers und die winkenden Ehrenstellen verleiteten Pantaleon, sich vom Christentume mehr und mehr abzuwenden und dem Heidentume anzuschließen.

Doch ein Besuch bei dem katholischen Priester Hermolaus, einem ehrwürdigen Greise, der ihm den wunderbaren göttlichen Arzt für alle Leiden des Leibes und der Seele, Christus, den Sohn Gottes, vor Augen stellte, und auf das Tugendbeispiel seiner eigenen verstorbenen Mutter hinwies, brachte eine solche Umwandlung des jungen Arztes zu Wege, daß Pantaleon bald sein Vermögen an die Armen verteilte, sich taufen ließ und seine ärztliche Kunst von da an besonders den elendesten und verlassensten Kranken widmete. Sein eifrigstes Bemühen war es, auch seinen noch heidnischen Vater zum Christentum zu bekehren, was ihm auch gelang. Wo bei Kranken die menschliche Kunst nicht mehr hinreichte, da wandte sich Pantaleon vertrauensvoll zum Gebete, eingedenk der Verheißung Christi: „Was immer ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben“; und „In meinem Namen werden sie böse Geister austreiben, Schlangen aufheben und wenn sie etwas giftiges getrunken haben, wird es ihnen nicht schaden, Kranken werden sie die Hände auflegen und sie werden gesund werden.“ So heilte auch Pantaleon durch Anrufung des Namens Jesu Blinde und Kranke aller Art, die sich dann zum Christentum bekehrten. Dies erregte den Haß und Neid der heidnischen Ärzte, die ihn nun, als in Nikomedien unter Kaiser Valerianus die Christenverfolgung ausbrach, als Christen denunzierten. Pantaleon wurde nun vom Kaiser aufgefordert, den Götzen zu opfern.

Pantaleon weigerte sich und schlug dem Kaiser eine Probe vor, wessen Gott allein der wahre sei. Man sollte einen Schwerkranken bringen und die heidnischen Priester und Ärzte sollten an ihm ihre Kunst versuchen. Als diese nichts fruchtete, betete Pantaleon, erleuchtet vom Geiste Gottes, der ja nach Christi Worten den Märtyrern eingab, was sie vor Richtern und Königen sagen sollten, zu Jesus und befahl dem Kranken im Namen Jesu des Gekreuzigten aufzustehen, wie es einst Petrus mit dem Lahmgeborenen getan. Der Kranke stand auf und war sofort gesund. Doch die heidnischen Ärzte, verblendet durch Hochmut und Leidenschaft, glaubten auch diesem Wunder nicht, wie ja auch heut-

zutage ungläubige Ärzte selbst durch die offenkundigsten und unleugbarsten Wunderheilungen in Lourdes nicht bekehrt werden. Der Kaiser hielt sein Wort, daß die Probe entscheiden solle, nicht, sondern ließ seinen Leibarzt, dessen christlichen Heldennut er durch nichts zu beugen vermochte, nach den furchtbarsten Peinen mit drei Gefährten enthaupten, im Jahre 305. Seit den ältesten Zeiten wird der hl. Pantaleon im Morgen- und Abendlande als einer der hervorragendsten Märtyrer des christlichen Glaubens verehrt; die ganze Kirche feiert noch jetzt nach bereits 1600 Jahren sein Fest am 27. Juli und das katholische Volk hat diesen heiligen Arzt in Leibes- und Seelenleiden unter die 14 Nothelfer eingereiht. Auch die Griechen zählen ihn zu den „großen Märtyrern“, dem schon in alter Zeit eine Kirche in Konstantinopel erbaut worden war. Von da wurden seine Reliquien zum Teil nach Paris, das Haupt nach Lyon gebracht.

Für jeden Tag.

Neuer Tag bringt neues Leben,
— Klingt es aus der Glocke Ton, —
Und dies Leben sollst Du geben
Ihm allein, dem Gottessohn!
Nicht der Welt und nicht Dein Eigen
Ist der Tag, den Gott Dir schenkt.
Jede Stunde soll es zeigen,
Daß an Ihn Dein Herz nur denkt!

Sehen und Glauben.

Man hört heutzutage so viele „Weise“ alleweil mit dem Sprüchlein prunken: Was ich nicht sehe, glaube ich nicht. Damit glauben aber diese Leute, wer weiß Gott wie geschickt zu sein, wovon andere freilich nichts sehen. So sprach auch kürzlich der sozialistische Abgeordnete Legien prahlerisch:

„Unsere Mitglieder sind antireligiös, weil sie vernünftige Menschen geworden sind. Wir sehen zu viel, um zu glauben.“

Hohe Fässer geben bekanntlich den stärksten Klang und taube Mehren ragen im Kornfeld am höchsten.

Wirklich einsichtsvolle Männer waren bisher der Meinung, daß gerade das Sehen, das scharfe und gründliche Sehen zum Glauben führt und nur schlechtes, oberflächliches Sehen, geistige Kurzsichtigkeit und Blindheit zum Unglauben verleiten. Denn zwischen Sehen und Glauben ist ein großer Unterschied, wie eben folgendes Geschichtlein dartut.

Kam da eines Tages ein biederer Bäuerlein in die Münchener Kunstausstellung und las zu seinem Erstaunen, daß ein Bild, das ein paar Ochsen darstellte, für den Preis von 20.000 Mk. angekauft worden sei: „Sakra, murmelte er, der Maler bekommt für seine Ochsen mehr als ich für die meinigen; und die sind doch lebendig. Es ist eine Ungerechtigkeit, wie's in der Welt zugeht.“ Ja, ja, zwischen Sehen und Glauben ist ein Unterschied. Beide, der Käufer und der Bauer, sahen das Bild; aber während der letztere nur Ochsen sah, sah der erstere ein Kunstwerk. Wer aber von den beiden hat recht gesehen und wer zu wenig?

Wie viele solcher Bänderlein laufen nicht in Frack und Glacehandschuh und mit Zwickel und Zylinder im Lande herum, welche glauben, über diesen Bauer die Nase rümpfen zu dürfen, aber selbst noch weniger sehen.

Da sieht einer empor zum sternbeläten Himmel, und fragt man ihn, was er gesehen, so antwortet er eben: „Sterne.“ Neben ihm einer sieht denselben Sternenhimmel, aber er sieht nicht nur Sterne, er sieht auch ihre Bewegung und er sieht ferner, daß diese Bewegung nicht im wilden Durcheinander wie etwa ein Hexentanz auf dem Blocksberg vor sich geht, sondern nach einer wundervollen Ordnung. Wer sieht richtig und wer sieht zu wenig?

Ein anderer sieht eine Pflanze, sonst nichts; einer neben ihm sieht in dieser einen wundervoll konstruierten Organismus, sieht im Vergleich mit anderen Pflanzen besonders charakteristische Stellung und Form der Blätter, Blüten, Staubfäden usw. und sieht von da aus eine Ordnung des ganzen Pflanzenreiches: Wer sieht richtig und wer sieht zu wenig?

Oder nehmen wir Beispiele aus der Geschichte der Entdeckungen. Viele haben die Pflanzen und Sträucher gesehen, welche das Atlantische Meer an die Küsten von Portugal und Spanien warf, aber einer — Kolumbus — sah darin ein Anzeichen eines draußen im noch unbekannten Meere liegenden Landes. Wer sah richtig und wer zu wenig?

Oder in die jüngste Zeit zurück: Man erzählt, daß Röntgens Laboratoriumsdiener zuerst das Durchscheinen der Knochen des Handskeletts wahrgenommen habe. Das mag dahingestellt sein. Aber was das Durchscheinen zu bedeuten hatte, das sah eben der Meister.

Also: zwischen Sehen und Sehen ist ein Unterschied. Denn nicht auf das Auge allein kommt es an, sondern darauf, daß in dem Lokal hinter dem Auge ein denkender Geist wohnt, der die ihm vom Auge zugehenden Eindrücke verarbeitet!

Seltam! Die großen, erstklassigen Naturforscher, nicht bloß Schaumsläger à la Häckel-Jena, sondern Forscher ersten Ranges, die tief, viel tiefer als Legien und die Genossen, in die Natur hineingeschaut, haben keinen Grund gefunden, antireligiös zu werden, im Gegenteil sahen sich in ihrer religiösen Weltanschauung erst recht bestärkt.

Kneller hat in seinem Buche „Das Christentum und die Vertreter der neueren „Naturwissenschaft“ aus den Kundgebungen, Reden, Schriften und Biographien der bedeutenderen Gelehrten des 19. Jahrhunderts nachgewiesen, daß eine große Anzahl, vielleicht sogar die Mehrzahl und unter ihnen gerade die bahnbrechenden Forscher und Entdecker in allen Zweigen der Naturwissenschaft auf dem Boden des richtigen Gottesglauben stehen.

Denn der Einsichtsvolle, dessen geistiges Auge hell sieht und tiefer blickt, erkennt, daß es selbst in der Natur viele Dinge gibt, die man nicht sehen kann und die doch existieren, und daß es noch weit mehr Dinge über der Natur gibt, die kein sterbliches Auge sehen, kein Menschengestalt

erfassen kann. In diesem Sinne sagt auch Christus: „Thomas, weil du gesehen, hast du geglaubt. Selig die nicht sehen und doch glauben.“

Rechtskunde.

Übertretung der Gebührenvorschriften hat meist recht nachteilige Folgen. Die unterlassene Stempelung zieht in der Regel die strafweise Erhöhung der Gebühr um das Dreifache der Stempelgebühr nach sich. Diese dreifache Gebühr (Nachtragsgebühr samt doppelter Steigerung) ist insbesondere in allen Fällen zu entrichten, in welchen die Stempelpflicht durch Ueberschreibung der Stempelmarken zu erfüllen ist, aber die gehörige Stempelung oder Ueberschreibung unterblieben ist. Nach besonderen Vorschriften ist der zehnfache Betrag der verkürzten Gebühr zu entrichten bei gewissen Handels- und Gewerbebüchern oder kaufmännischen Anweisungen und bei Gebühren nach Skala II, der fünfzigfache Strafbetrag von festen Gebühren und von Gebühren nach Skala I ist einzuheben bei Wechsellin und allen diesen gleichgestellten kaufmännischen Urkunden, Schecks, Frachtkarten, Rechnungen, Bilanzen, Konten, Frachtbriefen, Lagerscheinen und Warrants. Außerdem besteht hierbei die Vorschrift, daß eine Ermäßigung oder Nachsicht der Gebührenerhöhung überhaupt nicht stattfindet und daß nur die rechtzeitige Selbstanzeige (binnen 30 Tagen) zugleich mit dem Erlage der ganzen Nachtragsgebühr und der halben Steigerung von der ganzen Erhöhung befreit, z. B. bei 2 h Gebühr sind in diesem statt 1 K Strafgebühr bloß 51 h zu zahlen. Der Empfänger einer nicht entsprechend gestempelten Urkunde oder Rechnung usw. hat im Falle der Selbstanzeige binnen 30 Tagen nur die einfache Gebühr zu entrichten. Bei nichtgerichtlichen Eingaben und deren Beilagen, die der Stempelvorschrift nicht entsprechen, findet nur die zweifache Gebührenerhöhung statt. Die unterlassene rechtzeitige Anzeige eines der unmittelbaren Gebühr unterliegenden Rechtsgeschäftes hat ebenfalls die Verschreibung des doppelten Gebührenbetrages zur Folge.

Entscheidung.

Für **Petroleumexplosionen** ist unter Umständen der Kaufmann haftbar. Wie eben in einem speziellen Falle der Oberste Gerichtshof entschieden hat, ist der Verkäufer derartigen schlechten (gefälschten) Petroleums unter allen Umständen nach dem Lebensmittelgesetze strafbar. (Das Lebensmittelgesetz bezieht sich auch auf „einige Gebrauchsgegenstände.“) Ein Kaufmann, der den Detailverkauf von Petroleum betreibt, sei verpflichtet, sich von der Qualität der Ware Gewissheit zu verschaffen und hienach das Geeignete vorzuziehen.

Zeitgeschichtchen.

— **Der Araber im Baume.** Der neunjährige Sohn des Wiener Kaufmannes Philipp kletterte im Doblhoff-Park in Baden auf einen neun Meter hohen Lindenbaum. Mehrere Spielgenossen des in den Nestern herumkletternden Jungen riefen ihm zu, er

möge wieder herabsteigen, da die Nester, die ihm zuletzt als Stütze in der Baumkrone dienten, morsch seien. Plötzlich verschwand der kleine Philipp den Blicken seiner Spielkameraden, die für ihn Hilfe herbeiriefen. Man konnte sich das Verschwinden des Knaben anfangs nicht erklären, bis man endlich zur Ueberzeugung kam, daß der waghalsige Junge in dem hohlen Hauptstamme des Baumes in die Tiefe hinabgeglitten war und sich hilflos im Innern des Baumes befand. Rasches Handeln war umso dringender am Platze, als die Erstickungsgefahr für das Kind augenscheinlich groß war. Man berief die Badener Feuerwehr und die dortige freiwillige Rettungsgesellschaft nach dem Doblhoff-Park. Man trieb nun Zwickeln in den Baumstamm ein, sodaß der Stamm von der Krone gespalten und dann stückweise abgesägt wurde. In einer Tiefe von 7 Metern eingezwängt, saß der Junge, auf den man nach mehr als zweistündiger Arbeit stieß. Er war unversehrt geblieben, hatte jedoch das Bewußtsein völlig verloren. Behutsam wurde er aus seiner peinlichen Lage befreit und dann von seinem Vater, der den Rettungsarbeiten beigewohnt hatte, in die elterliche Wohnung überführt.

— **Eine nette Gasthaus-Rechnung** wurde dem Schah von Persien in einem Lemberger Gasthose präsentiert. Er hatte mit seinem Gefolge in Lemberg kurzen Aufenthalt genommen, wo er 46 Zimmer mit den entsprechenden Nebenräumlichkeiten inne hatte. Die Rechnung betrug, wie dortige Blätter berichten, 48.000 Kronen. Der im Gefolge des Schah mitreisende Hofzahlmeister fand die Rechnung zu hoch und machte dem Gastwirt Vorstellungen. Dieser verwies jedoch darauf, daß er für den Schah und das Gefolge eine eigene Küche habe einrichten müssen und diese Ausgabe, sowie die für die Speisen allein betrage 18.000 Kronen. Schließlich wurde ein Ausgleich erzielt, demzufolge die Gasthofrechnung mit 44.000 Kronen beglichen wurde.

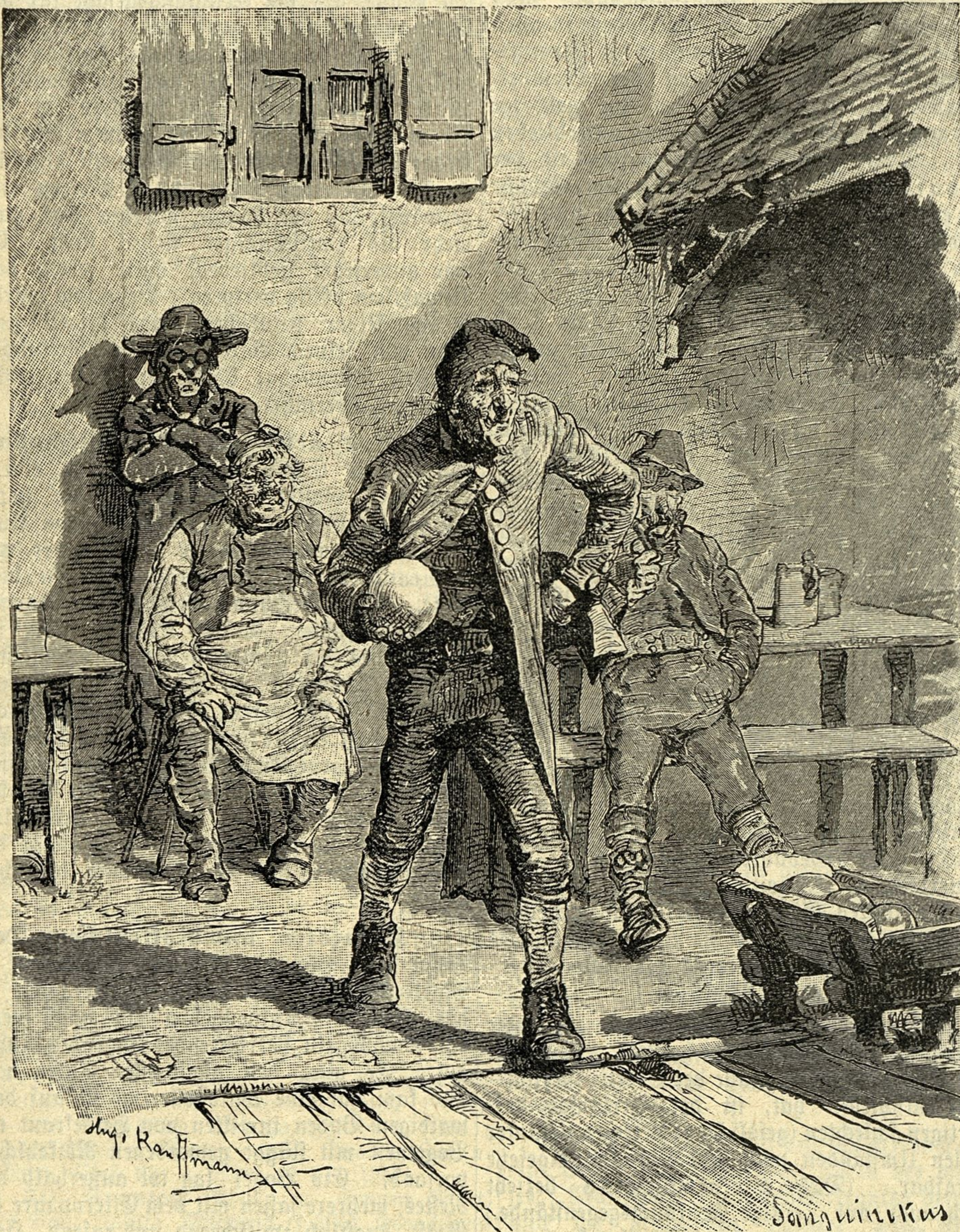
— **Kreuzotter und Rotkehlchen.** Dem Sohn des Bleichereibesizers Schindlers in Martinsthal fiel bei einem Spaziergange in das Mühlstein-Ruinengebiet ein anscheinend von Singvögeln herrührendes klagendes Rufen auf. Er ging den angstvollen Rufen nach und kam auf eine Waldstelle, wo er auf dem waldigen Boden inmitten von Heidekraut ein Vogelnest mit flügge gewordenen Rotkehlchen vorfand. Ein Vogel lag tot außerhalb des Nestes, mehrere saßen mit dem Elternpaare im Geäst, ängstlich zwitschernd und rufend. Herr Schindler bemerkte im Neste noch ein Junges, als er dieses herausnehmen wollte, schoß eine über einen Meter lange Kreuzotter mit dem zur Hälfte verschlungenen Vogel zu seinem Schrecken heraus. Herr Schindler tötete die Schlange, die ihrerseits das junge Vögelchen bereits getötet hatte. Nach einer halben Stunde trugen die alten Vögel verschiedenes zum Nest ausbessern herzu und nahmen nach Vollendung der Arbeit ihr altes Nest wieder als Wohnung in Beschlag.

Der geopfert Rapaun.

In Paris lebte ein Geistlicher namens Leger, dessen größte Freude es war, andern eine Wohltat zu erweisen. Der geistliche Herr hatte von einem Bauer einen Rapaun geschenkt bekommen und nun freute sich die Haushälterin, ihrem geistlichen Herrn einmal etwas recht Gutes vorsetzen zu können. Eben wurde der schöne Braten aufgetragen, da traten ein paar arme Kinder in die Stube. „Lieber Herr Pfarrer, wir haben kein Brot“,

nicht länger. Kein Bissen Brot ist im Hause und der Doktor sagt, die Mutter soll etwas Nahrhaftes essen.“ — „Wie? Nahrhaftes?“ — „Margarethe“, rief der Pfarrer seiner Wirtschafterin zu, „schnell eine Schüssel her, der Rapaun —“ „Aber Herr Pfarrer“, wendete die Dienerin ein, „der schöne Rapaun —!“ — „Desto besser, Margarethe; was nützt er mir? Ich habe Kräfte; ein Stück Brot genügt auch. Weißt Du nicht, daß Geben seliger ist als Nehmen?“ — Es half nichts; die gute Mar-

Mitbrüdern nicht allzusehr anzustoßen. Zur hl. Beicht und Kommunion ging er jedoch nicht. Gelegentlich traf ihn eines Tages der Pfarrer, welcher mit ihm ein Gespräch anknüpfte und hier kam er schließlich auch auf Religion und Sakramentsempfang zu sprechen. „Freund“, sagte der Pfarrer, „mir fällt eben ein, daß auch Ihr keine Osterbeicht in diesem Jahre verrichtet habt.“ In seiner aufgeklärten Weise antwortete der Schneider: „Ich würde recht gern zur hl. Kommunion gehen; aber zuvor erst beichten müssen und sagen: „Ich armer, sündiger Mensch.“ Das kann ich nicht, das widerstrebt meinem Gefühl, meiner Vernunft, meiner ganzen Natur!“ — „Wenn das alles ist“, erwiderte wohlwollend der Pfarrer, „was Euch von der Osterbeicht fern hält, so wäre dem leicht abzuhelpen. Ihr dürft in der Beicht nur sagen: „Ich übermütiger Mensch!“ Dieses Wort, mit hohem Ernst gesprochen, packte den Mann; er schwieg, wurde nachdenkend, und gab beim Abschied schweigend dem Pfarrer die Hand. Man sah ihn von da an nicht allein in der Kirche, sondern bald auch im Beichtstuhl und am Tische des Herrn.



Der Herr Vorsteher beim Kegelschieben.

Der Herr Vorsteher beim Kegelschieben.

Alle neune!? — Warum denn nicht?
Nur bedächtig zielen!
O, ein guter Mutterwitz
Kann mit allem spielen.

Und jetzt holt er aus und wirft
Sonder Hast und Hadel,
Wohlbedacht und wohlgezielt —
Resultat — — ein Pudel!

Aug. Schiffmacher.

Zur Nachahmung.

Am 18. Mai kam eine arm gekleidete Frau an die Pforte von Emaus in Prag und übergab dort fünf Zwanzig-Kronenstücke, in ein Stückchen Zeitungspapier eingewickelt. „Für den Bonifatiusverein!“ sagte sie. „Ich habe mir das Geld erspart, um dafür heilige Messen lesen zu lassen, wenn ich einmal gestorben bin; ich meine aber, es sei besser das Geld jetzt dem Bonifatiusvereine zum Bau von Kirchen zu geben. Ich werde dann schon meinen Anteil bekommen an den hl. Messen, die darin gelesen werden.“ Als der Pförtnerbruder sie um ihren Namen fragte, antwortete sie: „O nein, unser Herrgott kennt mich schon.“ Und damit wandte sie sich und ging.

Die Nachfolge Christi.

Einem Studierenden schenkte der Bischof von Regensburg, Johannes Sailer, ein schön gebundenes Exemplar von „Nachfolge Christi“ und schrieb hinein: „So lange Dir dieses Büchlein gefällt, gefällt Du auch Gott.“ — Der heilige Papst Pius V. und der heilige Karl Borromäus trugen dasselbe als einen Gefährten für's Leben und auf ihren Reisen immer bei sich.

sagten die Kleinen. — „Was, kein Brot?“ sagte der Pfarrer, „Eure Mutter hat ja doch guten Verdienst?“ — „Sie ist seit vierzehn Tagen krank.“ — „Krank“, frug verwundert der Pfarrer, „und ihr habt mir nichts gesagt?“ — „O, die Mutter sagte wohl immer, wenn mich der Herr Pfarrer nur einmal besuchte, der würde schon Hilfe schaffen.“ — „Nun, warum seid ihr nicht gekommen?“ — Die Kinder erwiderten: „Wir sollten nicht betteln gehen,“ sagte die Mutter, aber jetzt geht es

garethe mußte den duftenden Rapaun in eine Schüssel packen und fröhlich eilten die Kinder damit zur kranken Mutter.

Ein wirksames Wort.

Nach Germersheim am Rhein, als seinem Geburtsorte, war ein Schneider aus der Fremde zurückgekehrt, in der er seinen katholischen Glauben verloren hatte. Er besuchte hin und wieder die Kirche, um bei seinen

Politischer Diskurs.

Der Schlosserfrieder ist zwar nicht der gescheiteste im Orte, aber er hat den größten Durst und die dümmsten Einfälle, und wenn er erst ins Politisieren kommt, dann gehts hoch her. Der alte Stoffelbauer aber ist ein feiner, der sich so recht gern einmal über andere lustig macht, wenn es nichts kostet. So hört er heute geduldig die Belehrungen an, die ihm der Schlosserfrieder zu geben vermeint, lacht schlaun vor sich hin, wirft ab und zu einen Brocken ein, um den andern noch hitziger zu machen und denkt sich sein Teil. Als aber der Schlosserfrieder schon meint, er habe den Sieg errufen und den Stoffelbauer für die Lehren der Sozialdemokratie gewonnen, da erhebt sich dieser zum Heimgehen und sagt pfiffig lachend: „Kannst schön reden Frieder, wahrlich schön reden — jetzt solltest du halt nur noch denken lernen und dabei fleißiger in deinem Handwerk sein, dann tust du mir gefallen; denn siehst du, wenn nun doch, wie du meinst, alles geteilt werden soll, so will ich schon lieber mit anständigen Menschen teilen, als mit einem bloßen Lumpen! Gute Nacht, Schlosserfrieder!“

Zufall oder Gnade?

Aus Regenz berichtet die „Brigener Chr.“ vom 6. Juli 1905: „Hier erkrankte neulich ein junger Bursche an einer schmerzlichen Krankheit. Nach etwa vier Tagen sandte man einen Knaben zu dem Priester mit dem Auftrag, dem Priester zu sagen, er möchte die Güte haben, den Kranken zu besuchen. Die Quartierleute und auch der Kranke selbst erblickten in der Krankheit keine Lebensgefahr. Der abgeschickte Knabe meldete aber dem Priester, man habe vom Versetzen gesprochen, er möchte den Kranken versetzen. Der Priester kam also mit dem Allerheiligsten. Man war im Hause erstaunt und es stellte sich gleich heraus, daß der Knabe falsch gemeldet hatte. Der Kranke ließ sich aber zum Empfang der heiligen Sakramente gleich herbei — und merkwürdig! Obwohl er sich beim Versetzen nicht todkrank fühlte, so starb er doch fast plötzlich binnen einer halben Stunde. Die unglaubliche Welt betrachtet so etwas als Zufall. Das ist ihre einfachste Erklärung. Wir gläubigen Katholiken haben aber auch eine einfache Erklärung und sagen: Zufall gibt's keinen. Alles lenkt Gottes weise Vaterhand. Dieser junge Mensch hatte eine besondere Gnade, die er sich im Leben durch oftmaligen Empfang der heiligen Sakramente erworben hatte.“ Es hatte also um den Kranken viel schlimmer gestanden, als er und seine Umgebung meinten: die irrtige Meldung des Knaben bot aber durch Gottes Fügung den Anlaß, daß er doch nicht unversetzt starb.

Die treue Gattin.

Nach der verunglückten Unternehmung des Königs Jakob von England, um wieder den englischen Thron zu erlangen, wurden jene Vornehme, welche seine Partei genommen hatten, verurteilt, unter Henkers Händen zu

sterben. Der 16. März 1716 war der Tag ihrer Hinrichtung. Unter ihnen befand sich auch Lord Milhisdale. Man hatte den Gattinnen der Unglücklichen die Erlaubnis gegeben, ihnen noch das letzte Lebewohl sagen zu dürfen. Lady Milhisdale machte von dieser Erlaubnis Gebrauch und begab sich in das Gefängnis ihres Gatten. Sie hatte sich auf zwei ihrer Kammerfrauen gestützt, hielt ein Tuch vor den Augen und nahm die Stellung einer Frau an, welche mit der größten Schwermut kämpfte. Nachdem sie zu ihrem Manne gelangt war, bat sie ihn, er möchte seine Kleider mit den ihren verwechseln und in derselben Stellung fortgehen, in welcher sie zu ihm gekommen sei. Ihre Kutiche würde ihn bis ans Ufer der Themse bringen, wo er ein Schiff besteigen kann, das ihn nach Frankreich bringen wird. Der Lord entkam glücklich und erreichte die französische Küste.

in New-Orleans allgemein bekannte und beliebte apostolische Missionär P. Duffo dem Besitzer der Halle, mit dem er eng befreundet war, einen längeren Besuch ab. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch Jimmie kennen und erfuhr, daß dieser, um sein Brot zu verdienen, seine Studien unterbrochen hatte. Da er sich für den jungen Mann zu interessieren begann, veranlaßte er seinen Freund, demselben die Fortsetzung der unterbrochenen Studien zu ermöglichen. Und er hatte seine Teilnahme für den jungen Mann nicht zu bereuen, denn dieser wurde in wenigen Jahren Priester, später Bischof und zuletzt — Kardinal. Als vor einigen Jahren in Baltimore ein katholischer Kongreß stattfand, verlangte ein ehrwürdiger Greis — es war der ehemalige Getreidehallenbesitzer in New-Orleans, seinen ehemaligen Arbeiter zu sehen. Als man ihm bedeutete, der Mann sei heute



Politischer Diskurs.

Am folgenden Morgen schickte man einen Geistlichen in den Tower, wie man das Staatsgefängnis in London nannte, um den Verurteilten zum Tode vorzubereiten. Hier wurde es bekannt, daß die Gattin des Lord statt seiner sich im Gefängnis befindet. Wegen der Treue, welche die Lady ihrem Gatten bewiesen, wurde ihr die Freiheit gegeben und fand in Frankreich glücklich ihren Gatten wieder.

Der Etikettenschreiber.

Vor nicht ganz 50 Jahren konnte man in einer großen Getreidehalle zu New-Orleans (Staat Louisiana, Ver. Staaten) einen jungen, intelligent aussehenden Mann gewahren, der stets eifrig damit beschäftigt war, die von den Arbeitern gefüllten Getreidesäcke mit Etiketten zu versehen. Man nannte ihn allgemein „Jimmie“. Eines Tages stattete der seinerzeit

Kardinal-Erzbischof von Baltimore, erwiderte er treuherzig: Nennt ihn Kardinal, oder wie ihr wollt, für mich war er und ist er mein „Jimmie“. Als kurz darauf Kardinal Gibbons — denn niemand anderer als er war jener ehemalige Etikettenschreiber — erschien, fiel er dem alten Manne stürmisch um den Hals und hielt ihn unter Tränen der Freude und des Dankes lange umschlungen.

Ein unbestechlicher Anwalt.

Ein englischer Lord schickte dem Kanzler Thomas Morus, um seiner Unterstützung in einem Prozesse gewiß zu sein, zwei große silberne Weinflaschen. Morus tat, als ob er diesen Bestechungsversuch falsch verstehe, ließ sie durch seinen Kellermeister mit gutem Wein füllen, dem Lord zurücksenden und ihm sagen, all sein Wein stehe dem gnädigen Herrn zur Verfügung.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Massenübertritte zum Katholizismus erfolgen jetzt in vielen Provinzen Rußlands, so besonders in Polen und Lithauen. In 4 Amtsbezirken Lithauens sind neuerdings über 8000 Orthodoxe zur kath. Kirche zurückgekehrt, nachdem gleich nach Erlass des Toleranzediktes gegen 20.000 Ruthenen, die nur durch die Macht der Kulte zur russischen Kirche getrieben wurden, sich der kath. Kirche angeschlossen haben.

Als Märtyrer wurden am 24. Juni in einer Sitzung im Beisein des Papstes erklärt: die ehrwürdigen Diener Gottes Hieronymus Hermosilla, apost. Vikar vom östlichen Tonking; Valentin Berrio-Dhoa, apost. Vikar von Mitteltonking; Petrus Almato, Missionspriester, alle drei aus dem Dominikanerorden; Josef Khang, Eingeborener; ferner die sechzehn ehrw. Karmeliterinnen (unbeschulte) aus dem Kloster von Compiègne Theresia vom heiligen Augustin mit ihren Gefährtinnen. Die ersteren starben alle vier zu Tonking (Annam) in der Christenverfolgung des Jahres 1861. Die Ordensfrauen wurden am 17. Juli 1794 in Paris guillotiniert, zehn Tage vor dem Ende der Schreckensherrschaft. Als sie das Schaffot emporstiegen, sangen sie voll Jubel den Psalm: „Lobet den Herrn, alle Völker“.

30.000 Pilger waren auf dem hl. Berge bei Przibram bei der heurigen Krönungsfeier am 2., 3. und 4. Juli, bei der das päpstliche Dekret verlesen wurde, womit diese Kirche zum Range einer mit besonderen Privilegien versehenen Basilika erhoben wird. Kardinal Skrbenský, Bischof Dr. Riha und Weihbischof Dr. Krasl hielten an den drei Tagen das Hochamt.

Oesterreich-Ungarn.

Vertagung des Reichsrates. Das Abgeordnetenhaus in Wien ging am 8. Juni in die Sommerferien, während es einen 18-gliedrigen Gewerbeausschuß in Permanenz zurückläßt und das Herrenhaus bis zum 14. Juli seine Arbeiten beendete. Wir gönnen diesmal den Ministern und Abgeordneten die Ferien recht gerne, denn das Haus hat endlich gearbeitet. Speziell der neue Ministerpräsident Frh. Dr. v. Gautsch, der zu Jahres-schluß antrat, kann auf ein glückliches erstes Halbjahr zurückblicken. Die Jungzechen hatten nach dem erzwungenen Rücktritt Körbers die Obstruktion eingestellt und ließen sie, neuen Versprechungen in der Amtssprachen-, Universitäts- und Bahnenverstaatlichungsfrage vertrauend, auch in den letzten Tagen nicht aufleben. So kam das Budgetprovisorium (bis Ende 1905), der autonome Zolltarif, der Handelsvertrag mit Deutschland, die Ermächtigung zu Handelsprovisorien mit der Schweiz und Bulgarien, die Vorlage betreffend die Ueberschreitung der Alpenbahnenkredite, eine Reihe Lokalbahnenvorlagen u. zur Annahme. Die slav. Klassen am Troppauer Pädagogium sollen nach Polnisch-Ostau verlegt werden, wohin vielleicht auch die Teschener polnische „Parallele“ kommt. Der Ministerpräsident stellte über Drängen die Verstaatli-

chung der Nordwestbahn, Ferdinandsnordbahn, Staatseisenbahn (Wien-Bodenbach) samt Nebenlinien, der Südnordb. Verbindungsbahn und der Linie Wien-Aspang in Aussicht; dadurch würden den 12.000 Kilometern der Staatsbahnen noch 4000 zuwachsen. Im Prinzip ist man längst für die Bahnenverstaatlichung, nur fragt es sich um den Kaufpreis, und den darf sich keine Regierung von den jüdischen und sonstigen Aktionären in ungebührlicher Höhe aufdrängen lassen. Die Regierung sicherte in allen wichtigen Angelegenheiten die Befragung des Parlamentes zu, auch dessen Einberufung, falls in nächster Zeit die ungarischen Verhältnisse sich doch bessern sollten. Der über die ungarische Frage beratende sog. Derschatta-Ausschuß hat nichts Belangreiches geleistet, es fehlte an Einigkeit; Dr. Derschatta hat dessen Obmannschaft niedergelegt. — Der Schönerianer Stein warf am 7. Juli im Parlamente eine schwere Streusandbüchse gegen die Tschechischradikalen, traf zum Glück aber die Tür. Das ist alldeutsche Bildung! — Bei der Reichsrats Ergänzungswahl im Städtebezirke Marburg-Pettau drang bei der Stichwahl der Alldeutsche Bastian durch, nachdem der Volkliche Pfriemer wegen Aussichtslosigkeit schon auf seine Kandidatur verzichtet hatte; das ist heuer schon der zweite Mandatsverlust der schwankenden Volklichen; dafür haben die heß- und abfallsüchtigen Alldeutschen in Deutschböhmen für die nächste Wahl wohl den Verlust aller ihrer Landgemeindenmandate zu fürchten.

In Ungarn dauert die Krise noch ungeschwächt fort. Kossuth und Apponyi verhalten sich ablehnend gegen das Beamtenkabinet Fejervary, obschon dieses namens des Kaisers den Magyaren in allen Punkten zu willen sein will, rein nur die magyarische Kommandosprache ausgenommen. Es fragt sich nun ob man ihnen nicht auch in diesem Punkte dem Wesen, dem Sinne nach nachgibt; darauf wird man in Ungarn und Oesterreich in den Kreisen, die im Interesse der Einheit und Großmachstellung der Monarchie und der Schlagfertigkeit des Heeres Gewicht legen, achten müssen.

Verschiedenes. Der Kaiser weilte seit dem 4. Juli zum gewohnten Sommeraufenthalte in Fischl; dorthin folgten ihm aber wieder, wie schon alle Jahre seit Baden's Zeiten, schwere Regierungssorgen. Am 7. bezw. 13. Juli empfing er zur Berichterstattung die Ministerpräsidenten Fejervary und Gautsch. — Die folgenschwere Hitze, welche ganz Mitteleuropa und Nordamerika heimsucht, ist nun einer Abkühlung gewichen. Leider gab es vielenorts verheerende Blitze und Hagelschläge z. B. in der Laborer, Saazer, Raadner, Neubistritzer, Ratoniker, Klagenfurter und Raichauer Gegend u. — Die Kaisermanöver bei Strakonitz werden vom 4. — 7. September stattfinden und gegen 58.000 Mann vereinigen. — Der letztjährige Abschluß der Wiener städtischen Gas- und Elektrizitätswerke war für die Stadt sehr gewinnbringend; diese Millionen dankt die Stadt den Christlich-sozialen, die nun auch ein dortiges Bräuhaus

für die Stadt ankaufen. — In Wien wurde der als sozialer Pfarrer hochgeschätzte, kürzlich verstorbene hochw. Herr Adam Latiska unter großen Ehren bestattet. — Im Befinden des Abg. Dr. Scheicher zeigt sich eine langsame Besserung. — In der Gegend von Brügg gegen Kostenblatt wird über folgenschwere Dürre geklagt. — Am 13. August findet der Gautag kathol. Männervereine Nordböhmens in Althrehenberg statt. — Am 15. d. beging der kath. Volksverein Dittersbach bei Friedland das Fest seiner Fahnenweihe, der kath. Gesellenverein in Reichenberg sein 25jähr. Jubiläum.

Deutschland.

Großartige Zentrumsiege in Bayern.

Am 10. Juli fanden die Urwahlen (Wahlmännerwahlen) für den bayerischen Landtag statt, denen am 17. Juli die Hauptwahlen folgen. Dabei brach der bayerische Liberalismus aller Schattierungen samt den Resten der kirchenfeindlichen, liberalisierenden sog. Bauernbündler derart zusammen, daß alle liberalen Befürchtungen und alle gegnerischen Hoffnungen übertroffen wurden. Wahltag — Wahltag: das bayerische Volk hat den Liberalen, Freisinnigen und den alldeutschen Hezern des evangelischen Bundes tüchtig heimgezahlt und auf ihre Angriffe und Verspottungen gegen die katholische Religion wie auch auf ihre Hintertreibung des direkten Wahlrechtes und die Wahlrechtserweiterung die gebührende Antwort gegeben. Bayerns Landtag zählt 159 Mandate, die sich nach den Wahlen im Jahre 1899 wie folgt verteilten: 83 Abgeordnete der Zentrumsparthei, 44 Liberale (davon 3 freisinnige), 1 Bund der Landwirte, 5 bayerische Bauernbündler, 7 sonstige Bauernbündler, 5 Konservative, 1 Volksparteiler, 11 Sozialdemokraten und 2 Parteiloze. Den 83 Zentrumsmännern standen also in verschiedenen Abstufungen 76 Gegner gegenüber. Für eine freiere Wahlreform traten das Zentrum und die Sozialisten (83 + 11) ein, die aber zusammen nicht die erforderliche Zweidrittelmehrheit (106) hatten. Nun ist das aber am vorigen Montag anders geworden: das in manchen Wahlkreisen auch von den Sozialisten unterstützte katholische Zentrum soll auf 105 Mandate rechnen können, die Sozialisten auf 9; beide zusammen haben also die zur Wahlreform erforderliche Zweidrittelmehrheit (106), vielleicht erzielt sie das Zentrum am 17. Juli sogar für sich allein. Die Liberalen erhalten nur 31 Sitze, die Bauernbündler 3, die übrigen 11 Sitze. Das nächste wird sein, daß der liberale Innenminister Feilitzsch zurücktreten muß. Das war wacker von den bayerischen katholischen Bürgern, Bauern, Handwerkern, Beamten und Arbeitern! Möge man in den angrenzenden österreichischen Provinzen daran sich ein Beispiel nehmen!

Verschiedenes. Der deutsche Kaiser trat wieder zu Schiffe eine Nordlandsreise an; am 14. Juli empfing er bei Gesele den Besuch des Schwedenkönigs Oskar. — Bei der Reichstagsersatzwahl im badischen Wahlkreis Donau-eschingen siegte der Zentrumskandidat Duffner über die vereinigten Liberalen sogar ohne Stichwahl; bisher gehörte dieser der Mehr-

zahl der Bewohner nach katholische Kreis den Liberalen. — Das preußische Herrenhaus hat über Einwirken Bülow's die Berggesetznovelle doch noch in der Fassung des Abgeordnetenhauses (Regierungsvorlage) angenommen; das Gesetz gegen das Stilllegen der Zechen aber ist gefallen. — In Deutsch-Südwestafrika erlitten die Kolonialtruppen neuerdings erhebliche Verluste; der Kampf gegen das Häuflein Hereros und Hottentotten dauert nun schon 2 Jahre und kostet über 200 Millionen Mark! — Durch einen Schachtbrand auf der „Borussia“ bei Marten-Dortmund sind am 10. Juli 39 Bergleute erstickt.

Frankreich.

Der deutsch-französische Marokkstreit, welchen der gestürzte revanchelustige Außenminister Delcassé im Vertrauen auf die Unterstützung der englischen Flotte zum Anlaß eines Krieges gegen Deutschland verschärfen wollte, ist nun durch die Besonnenheit Rouviers beigelegt. Frankreich anerkennt die berechtigten Interessen Deutschlands und die Freiheit Marokkos. Der Berliner und Pariser Botschafter vereinbarten über Ermächtigung folgende Punkte: Auch Frankreich beschickt die vom Sultan von Marokko angeregte internationale Konferenz und man wird sich dort vereinbaren über die Souveränität des Sultans, die Integrität Marokkos, wirtschaftliche Freiheit ohne jede Ungleichheit, Anerkennung der für Frankreich in Marokko geschaffenen Lage usw., indes die Vereinbarungen zwischen England und Frankreich und zwischen Frankreich und Spanien unberührt bleiben.

Das Kirchenscheidungs-gesetz wurde von der Kammer mit 341 gegen 233 Stimmen angenommen und beschäftigt nun den Senat, der es noch vor Jahreschluß erledigen wird, weil die Freimaurer sonst bei Neuwahlen fürchten, daß die hiedurch beleidigten, überumpelten katholischen Wähler eine dieses Gesetz stürzende Mehrheit entsenden. Verbessert wird es vom Senat nicht, wahrscheinlich aber auch nicht verschlechtert, wenigstens fiel der berüchtigte Hezer Exminister Combes bei der bezüglichen Kommissionswahl des Senates durch. Die liberalen Blätter in Oesterreich und Deutschland fabeln auch viel von dem angeblich versöhnlichen Charakter dieses Kirchenscheidungs-gesetzes. Wir können davon nichts verspüren. Ein Gesetz, das den wegen angeblichen Mißbrauches der Kanzel angeklagten Geistlichen nicht vor die Geschworenen, sondern vor das Zuchtpolizeigericht verweist, das alle gegen die Kongregationen unter Combes erlassenen Unterdrückungsbestimmungen aufrecht erhält, das der Kirche jeden eigenen Besitz versagt und sie einer schikanösen Aufsicht durch die Behörden unterzieht, sie überhaupt zu fast willenslosen Untergebenen der Staatsgewalt erniedrigt, atmet nicht den Geist der Versöhnlichkeit, sondern gehässiger Unduldsamkeit. Darum müssen allerwärts Katholiken die Wahl von Judenliberalen, Radikalen und Sozialisten, welche die Macher und Bewunderer jenes Gesetzes sind, ablehnen.

England.

Eine irenfeindliche Wahlvorlage hat der Premier Balfour dem Unterhause unterbreitet. Danach soll Irland statt der jetzigen 103 nur 81 Abgeordnete erhalten und gerade die Wahlkreise der jetzigen irischen Nationalisten sollen zugunsten der Orangisten verkürzt werden. Die jetzigen 81 Nationalisten kündeten gegen diese Vorlage bereits einen beispiellosen Widerstand an.

Rußland.

Der ostasiatische Krieg trat in den letzten Wochen gegenüber den inneren Unruhen in Rußland in den Hintergrund. In der Mandschurei rücken die Japaner vor, doch gab es nur Vorpostengefechte mit wechselndem Erfolg. Dagegen gelang es dem Japaner, die große Insel Sachalin zu besetzen, die Russen haben eine große Küstenbefestigung dortselbst räumen und schleifen müssen. Die Japaner gaben dieser einst von ihnen besessenen Insel den japanischen Namen Akabasuto wieder. Die Friedensverhandlungen werden ohne Waffenstillstand fortgesetzt. Japan hat während dieses Krieges schon 3 Milliarden Kronen Anlehen aufnehmen müssen. Zur See kann ihm Rußland nun gar keinen Widerstand mehr leisten.

Zeitgeschichten.

— **Der blamierte Firmpate.** Der zwölfjährige Sohn Franzl eines kleinen Fabrikbeamten in Wien sollte unlängst zur Firmung geführt werden und der Chef seines Vaters, ein reicher Mann, sollte sein Göd (Pate) sein. Der Herr Göd war als ziemlich knauserig bekannt und so fürchtete der Kleine, die schon lang ersehnte silberne Taschenuhr nicht zu erhalten. Umso größer war die Freude und Ueberraschung in der Familie, als am Abend des Firmtages Franzl nach den gewonnenen Praterfreuden mit einer goldenen Uhr heimkehrte und mitteilte, der Herr Göd habe ihm aufgetragen, die Uhr stets in einem Hirschledersäckchen zu tragen, damit sie nicht abgenützt werde, denn sie repräsentiere einen hohen Wert. Die ganze Familie freute sich gebührendermaßen über das munifizente Geschenk ihres Brotherrn, nur der schlaue Franzl machte ein mißtrauisches Gesicht und meinte lakonisch: „Na, na, mer wern ja seh'n.“ Zwei Tage darauf erhielt der Fabriksherr zu seiner Verwunderung per Post ein Hirschledersäckchen, in welchem der Versahrschein eines Privatpfandhauses mit dem Vermerk: Talmigolduhr 1 K 70 h, sowie ein Zettelchen steckte, worauf nichts stand als die wohl nur scherzhaft gemeinten Worte: „Im nächsten Jahr such' ich mir einen besseren Göden.“ Die heitere Geschichte nahm aber ein tragisches Ende, denn der überschlaue Franzl hatte nun weder eine silberne noch eine Talmihuhr, sondern nur eine tüchtige Tracht Prügel, die ihm sein Herr Vater verabreicht hatte.

— **Der Geisterseher.** Unlängst wurde vor einem Petersburger Gerichte ein Geisterseher-Prozeß verhandelt. Der Held war ein junger Student, der einige illustrierte Vorbilder wie Cagliostro und Casanova nach-

ahmte und sich durch allerhand mystischen Mumpiz ein höchst vergnügliches Leben verschaffte. Als geeignetes Objekt hatte er sich einen Staatsrat ausgesucht, einen wohlbeleibten, nicht besonders begabten Herrn, der mit Frau und Tochter ein sehr behagliches Leben führte. In diese Familie kam der Student als Hauslehrer. Aber obwohl er eigentlich nur für das Töchterlein engagiert wurde, nahm er auch den Staatsrat und seine Gemahlin in die Schule und weihte sie in die Geheimnisse einer neuen Religion ein. Bald waren die Alten Feuer und Flamme für den Mystizismus und Okkultismus, der ihnen beigebracht wurde. Der Student fungierte als Oberpriester und Dolmetscher des Geistes „Charn“. Man mußte ihn „Meister- und Eminenz“ betiteln. Vor allem war aber der Oberpriester erfinderisch in der Ausgestaltung des „Gottesdienstes“, während dessen man sich bemühen mußte, ihm möglichst viel lukullische Genüsse zu bereiten. Und auch die Erotik spielte dabei eine große Rolle. Lange dauerte das Glück aber nicht. Der Staatsrat war halb verrückt geworden, und schließlich stellte man den Studenten wegen Religionsfrevels vor Gericht, wo er eine längere Gefängnisstrafe erhielt und ihm das Recht entzogen wurde, eine pädagogische Tätigkeit auszuüben. Der alte Rat aber wurde freigesprochen, weil man annahm, daß er ganz unter dem Einfluß des Hauslehrers gestanden habe.

— **Eine lebende Statue.** Die Frau eines russischen Offiziers namens Krustensjef, der gleich zu Beginn des Krieges durch einen Granatsplitter den Tod fand, hat ein schreckliches Los getroffen. Als sie den Namen ihres Gatten auf der Verlustliste las, wurde sie von Krämpfen befallen, denen sich Lähmungserscheinungen beigesellten, die schließlich in eine völlige Erstarrung sämtlicher Gelenke überging. Die unglückliche Frau sieht aus wie eine künstlich hergestellte Puppe eines Panoptikums; nur das schmerzliche Rollen der Augen zeigt, daß in diesem künstlich ernährten Körper noch Leben wohnt. Die Bemühungen der Aerzte, der Unglücklichen Heilung zu bringen, haben sich bisher erfolglos erwiesen. Nun will man sie nach Wien bringen, um bei den Professoren der Universität Hilfe zu suchen.

— **Amerikanischer Humor.** Ein in der Ecke eines Abteils erster Klasse sitzender Amerikaner zündete sich eine Zigarette an, obwohl es ein Abteil für Nichtraucher war. Ein ihm gegenüber sitzender Engländer erhob Einsprache, aber umsonst. Bei der nächsten Haltestelle rief er den Schaffner, um den rauchenden Yankee an die Luft setzen zu lassen. Aber dieser kam ihm zuvor. „Schaffner“, sagte er nachlässig, „sehen Sie sich die Fahrkarte des Herrn an; sie ist für die dritte Klasse.“ So war es auch und der Engländer mußte hinaus. Ein Zuschauer fragte den siegesfrohen Amerikaner, wie es komme, daß er von dem beabsichtigten Betrug wisse. „Ganz einfach“, entgegnete der Yankee, „sie stak aus seiner Westentasche heraus und hatte dieselbe Farbe wie meine Karte.“

Missionswesen.

Auf Sumatra.

Das traurig: Loos des Weibes im Heidentum hat auf der Insel Sumatra im indischen Inselmeere eine eigenartig betrübende Erscheinung in den vielen Selbstmorden unter den heidnischen Frauen und Mädchen gezeitigt. Der holländische katholische Missionär P. Jenissen berichtet darüber an die „Kath. Missionen“:

„Als ich hieher (nach Tandjong Satti, Distrikt Padang auf Sumatra) kam, war ich nicht wenig erstaunt über die vielen Selbstmorde, die hierzulande unter den Eingeborenen vorkommen. Und was die Verwunderung erhöhte, war der Umstand, daß vorwiegend Frauen und Mädchen dies Verbrechen begingen. Was treibt sie zu diesem entsetzlichen Schritte? Es ist folgendes. Die Verlobungen finden hier sehr früh statt, so daß die beiden Brautleute, weil noch Kinder, deren Bedeutung gar nicht verstehen. Der ganze Handel, denn ein solcher ist es, wird durch die Eltern abgemacht, und die Hauptfrage ist stets der Kaufpreis. Der Preis einer Braut, der vor der Verlobung bezahlt werden muß, schwankt zwischen 40 und 100 holländischen Reichstälern. Ob die beiden zukünftigen Gatten zusammenpassen, ob sie glücklich sein werden, kommt nicht in Betracht. Die traurigen Folgen dieses Verfahrens bleiben nicht aus.“

Kommt die Zeit der Heirat heran, so stellt sich oft genug heraus, daß die jungen Leute von einander nichts wissen wollen. Das einfachste wäre, das Band zu lösen, solange es noch Zeit ist. Das geschieht auch öfters, und junge Leute, die vier- bis fünfmal verlobt waren, sind nicht selten. In sehr vielen Fällen steht aber die Geldfrage hindernd entgegen. Nach Landesfittte verliert nämlich die scheidende Partei ihr Geld. Tritt der Bräutigam zurück, dann bleibt der ganze Kaufpreis in den Händen der Braut bzw. ihrer Eltern. Will aber die Braut sich scheiden, so muß der Kaufpreis plus 20 Reichstaler zurückerstattet werden. Dazu kommen noch die Kosten des Scheidungsprozesses. Geschieht die Scheidung auf beiderseitigen Wunsch, so ist bloß der Kaufpreis zurückzugeben. Häufig sind jedoch die Eltern nicht mehr im Besitz des Geldes und nicht in der Lage, es aufzutreiben. Sie zwingen also ihr Kind zur Heirat, so sehr es sich sträuben mag. Man kann sich die Lage eines solchen Mädchens denken. Es sieht voraus, daß sein Leben eine Hölle sein wird. Das Geschick der Frau hierzulande ist ohnehin kein beneidenswertes. Alle Arbeiten in und außer dem Hause fallen ihr zur Last, dazu die ganze Sorge für die Kinder. Sie ist mit einem Worte die Sklavin des Mannes. Ist dieser gut und hat sie ihn gern, so geht es noch, was aber, wenn sie ihn nicht leiden kann? In diesem Falle ziehen viele trotz ihrer Jugend es vor, ihrem Leben ein Ende zu machen. Zu diesem Zwecke geht das unglückliche Mädchen einfach zu einer abgelegenen Padißeuer oder einem Sawahhäuschen, nimmt ihren Glendang (ein

ellenlanges Stück Rattan), befestigt das eine Ende an einer Bambuslatte des Dachstuhles, macht ans andere Ende eine Schlinge, steckt den Kopf hinein, springt von einer Erhöhung herab und — hängt.

Leider sind das nicht Ausnahmefälle, sondern es geschieht so häufig, daß man an eine Art Geisteskrankheit denken möchte, die ansteckend wirkt. Denn kommt ein Fall vor, kann man sicher darauf rechnen, daß binnen wenigen Tagen ein zweiter sich ereignet. Innerhalb eines Monats haben sich hier zwei Mädchen am selben Balken erhängt. Ich wurde einst zu einem Mädchen von erst 8 Jahren gerufen, das sich erhängt hatte, aber noch lebend, wenn auch bewußtlos herabgenommen worden war.

Kein Wunder, daß die Mütter voll Angst und Sorge über ihre heranwachsenden Töchter sind. Gehen dieselben zu Markt oder auf die Reisfelder, so werden sie regelmäßig von der Mama begleitet. Ist ein Mädchen allein von Hause weggegangen und bleibt etwas länger aus, so gerät man in Unruhe; ist sie vor Abend nicht zurück, so sucht man angstvoll die Umgebung, besonders alle allein stehenden Scheunen und Fruchthäuschen ab in der sicheren Erwartung, sie irgendwo erhängt zu finden.

Unartige Mädchen nützen diesen Umstand aus, um der Mama einen Streich zu spielen und um sich für nicht erfüllte Bitten u. dgl. zu rächen. Die Schelmin verbirgt sich abends in der Nähe des Hauses. Wenn dann die Hausgenossen besorgt nach ihr suchen, schlüpft sie heimlich ins Haus und hält sich still, bis die Ihrigen zurückkehren. Das Mädchen tut dann, als ob sie nichts wüßte, und die Mutter, glücklich ihr Kind wieder zu haben, sagt nicht viel, aus Furcht, die Komödie möchte schließlich Ernst werden.

In den letzten zehn Jahren sind mir 50 solche Fälle bekannt geworden; fügen wir dazu zehn Fälle, die nicht zu meiner Kenntnis gelangt sind, so ergibt dies 60 Fälle auf eine Bevölkerung von rund 4000 Seelen. Unter diesen sind etwa 600 Mädchen und junge Frauen, so daß wenigstens 1 % derselben durch Selbstmord endet; wahrscheinlich sind es noch mehr.“

Oft spielt dabei auch der heidnische Aberglaube eine Rolle. Es ist hervorzuheben, daß das Christentum auch in dieser Richtung wohlthätig wirkt. „Von allen Christenmädchen hat sich seit Beginn der Mission kein einziges das Leben genommen. So weit der Missionär“

Die erschreckliche Zahl der Selbstmorde in den zivilisierten Ländern ist nicht minder eine traurige Begleiterscheinung der zunehmenden Entchristlichung des privaten und öffentlichen Lebens und man kann wohl auch sagen ebenso eine Zuchtrute für die gottentfremdete Gesellschaft, wie es früher vielfach Pest, Hungersnot und Krieg waren. Gegen diese Selbstmordmanie, die alljährlich tausende Opfer fordert, hilft keine medizinische Wissenschaft, sondern nur die volle Wiederverchristlichung der Gesellschaft, der Presse und des gesamten öffentlichen Lebens!

Erziehungswesen.

Ferien.

Glücklich alle, für die es Ferien gibt und die sie auch zu körperlicher und geistiger Kräftigung richtig verwenden! In jedem Berufe tut eine Abwechslung, ein Urlaub not, mag man auch noch so freudig und hingebungsvoll seinen Standesarbeiten zugetan sein. Die Berufstüchtigkeit gewinnt dadurch, die längere Rast, in welcher der Erwachsene, dem Einerlei der Treitmühle seiner Tages-sorgen entzogen, prüfend einen Rückblick und Ausblick halten kann, wird ihm oft neue Anregungen und Vorteile eröffnen. Die wichtigsten und notwendigsten Ferien des Jahres sind freilich die Sonntage, die der Schöpfer der Menschennatur als deren bester Kenner selbst eingeführt hat, und die Feiertage, welchen diesen die Kirche in begründeter Weise und bevollmächtigt angereicht hat. Es ist ein Gottesraub und Frevel am Menschen, jemandem den Sonntag oder Feiertag zu entziehen und ihn zu knechtlicher Arbeit zu verhalten. Aber für den, der beständig geistiger Arbeit obliegt, ist eine gründliche Ruhe und Abwechslung auch sehr vonnöten, die diesen Kreisen der Sonntag oft nicht mit sich bringt. Denn Erholung beruht hauptsächlich in Abwechslung, die z. B. dem Berufsmusiker kaum ein Konzert, dem immer „auf dem Laufenden“ befindlichen Postboten kaum ein weiter, anstrengender Ausflug bieten dürfte. Aber auch der Wechsel des Ortes, der Luft, der Umgebung und aller Eindrücke, wie auch der ganzen Lebensweise kann als ein begrüßenswerter Impuls für Körper und Geist in Betracht kommen. Darum gönnt man vor allem der lieben Schuljugend Ferien und womöglich auch Veränderung, besonders jener, die in das steinere Meer der Großstädte eingepfercht ist.

Die beginnenden Sommerferien bringen die besondere Pflicht, für die Ausnutzung dieser Zeit zu sorgen. Die Kinder können dafür, wie sie ihre Ferien verbringen, noch nicht verantwortlich gemacht werden, und die Aufgabe bleibt insolgedessen auf Seite der Eltern. Man redet so viel von der geistigen Ueberbürdung der Schulkinder, daß man es sich gründlich klar machen sollte, wie wenigstens in den Ferien nach Möglichkeit ein Gegengewicht an körperlicher und geistiger Kräftigung und Erholung gegeben werden kann. Dr. Weigl aus München hat in bezug darauf unter dem Titel Ferienhygiene einen kleinen Aufsatz in den Blättern für Volksgesundheitspflege veröffentlicht. Er teilt die Forderungen der Gesundheitspflege mit bezug auf das Ergehen der Kinder in den Ferien die zwei Gebote ein: Fernhalten aller schädlichen Einflüsse und auf der anderen Seite Förderung aller solcher, durch die neue Kräftigung an Körper und Geist erworben wird.

Es ist nicht zu übersehen, daß manche Eltern in der besten Absicht ihren Kindern durch die Art der ihnen bewilligten Ferien-erholung mehr Schaden als nützen. Begreiflicherweise steht bei den Plänen der Besuch bei Verwandten obenan. Ein solcher dient der Pflege der Familienbeziehungen

und ist gewöhnlich auch billiger als ein anderes Unternehmen. Das ist an sich beides wichtig, und das Hineinversetztwerden unter andere Menschen, selbst wenn es Verwandte sind, wird auch immer etwas wie ein geistiger Luftwechsel neben dem körperlichen wirken. Ob nun die Kinder bei solchen Besuchen auch zu einer wirklichen Erholung und Kräftigung kommen, hängt freilich ganz von den Gewohnheiten der gastgebenden Familien ab, natürlich auch etwas von deren Wohnort. Ein wahres Glück, wenn derselbe am Lande, im Walde, im Gebirge liegt! Jedenfalls sollte man überall daran denken, daß den Kindern während der Ferien Luft und Licht und herzhaftes Austummeln im Freien während des ganzen Tages not tut, und darin sollen sie auch wenigstens in gewissen Grenzen nach ihrem Belieben handeln können. Die Eltern sollen die Kinder nicht in ihren Kreis und ihre Interessen zu zwingen suchen, sondern es wird für sie selbst besser sein, wenn sie sich eher der Neigungen der Kinder anzunähern suchen. Sehr wohlthätig wirken auch die Vereine für Ferienkolonien.

Zur Bekämpfung der angeblich zunehmenden Nervosität unserer Jugend ist die Vornahme körperlicher Übungen durch einen vernünftigen Sport zu Lande und zu Wasser geradezu notwendig. Es ist oft darauf hingewiesen, aber kann nicht genug wiederholt werden, daß namentlich das Schwimmen eine körperliche Bewegung ist, bei der alle Organe gewinnen, ebensowohl die ganze Haut, die Muskeln, die Nerven, wie insbesondere auch die Lungen durch mächtige Anregung zur tiefen Atmung usw. Wenn beim Schwimmen noch besondere Schwimmspiele veranstaltet werden können, wird die Begeisterung der Jugend für diese Form der Gymnastik noch bedeutend wachsen. Ferner wird auf die Wichtigkeit des Schülerruderns verwiesen. Auf einiges sei hier noch aufmerksam gemacht. Die Ferien können leicht auch die Kenntnis und Liebe der Heimat vermehren. Selbstverständlich haben auch in der langen Reihe freier Tage die Gottes- und Kirchengebote, wie überhaupt Tugend und Sitte keine Ferien; ohne deren Beachtung würde die Erholung durch den Bohrwurm der Gewissensbisse und die sonstigen Folgen verdorben. Sehr wünschenswert wäre die Erfüllung eines wiederholten Aufrufes des kath. Aktionskomitees, daß die fernen Pfarrer am Tore jeder Kirche die Gottesdienstordnung besonders für die Sonn- und Feiertage schriftlich oder gedruckt mit allen etwaigen jeweiligen Änderungen plakatieren möchten. Dies hat nicht nur für Einheimische, sondern vor allem für Fremde, die besonders in den Ferienwochen ja nicht bloß Kurstädte besuchen, die Wirkung der pädagogischen Erinnerung, Orientierung und Zeiteinteilung, oft geradezu auch der Ermöglichung des Gottesdienstbesuches. Dieser an Arbeit kleine Liebesdienst möge ob seiner großen Bedeutung nirgends verabsäumt werden.

Gesundheitspflege.

Das Trinken im Sommer.

Ob das Verhungern oder das Verdursten eine quälendere Todesart ist, schreibt die „Germania“, kann durch menschliches Zeugnis natürlich nicht ganz entschieden werden. Immerhin scheinen die Aussagen dahin übereinzustimmen, daß der Durst doch noch schmerzhafter ist, man hat auch Versuche an Tieren gemacht und weiß daraus, daß ein Hund, der ohne feste Nahrung gelassen wird, etwa doppelt so lange lebt als ein anderer, dem jedes Getränk vorenthalten wird. Ohne Wasser kann ein Hund etwa 20 Tage leben, ohne feste Nahrung etwa 40 Tage, vorausgesetzt, daß er vorher gesund war. Der Mensch kann, abgesehen von Hungerkünstlern — es ist auch bezeichnend, daß sich noch nie Durstkünstler produziert haben — nur eine sehr viel geringere Zeit ohne die Befriedigung dieser körperlichen Hauptbedürfnisse auskommen. Daß er gegen Durst höchst empfindlich ist, erklärt sich daraus, daß etwa zwei Drittel des Gewichts seines ganzen Körpers aus Wasser bestehen, das infolge des dauernden Verbrauchs immer wieder ersetzt werden muß. Ein großer Teil des nötigen Wassers wird ihm freilich schon durch die Speisen zugeführt, denn selbst Fleisch und Fisch enthalten bis zu 70 v. H. Wasser, frisches Obst 70 80 und frische Gemüse oft noch mehr. Trotzdem empfindet der Mensch Durst, namentlich im Sommer, wenn der Wasserverlust durch gesteigerte Hauttätigkeit beschleunigt wird. Ueber die Gesundheitsregeln des Trinkens hat ein gelehrter Mitarbeiter des Pariser „Cosmos“ eine hübsche Studie veröffentlicht. Er verweist selbstverständlich darauf, daß der Mensch den von der Natur gebotenen Flüssigkeiten andere Stoffe zuzusetzen pflegt, die ihnen eine besondere Schmachhaftigkeit und einen eigenen Reiz verleihen. Weine, Bier und gegohrene Obstweine werden von diesem Fachmanne als für die meisten Leute bekömmlich bezeichnet, wenn sie mäßig genossen werden, d. h. zu etwa 1 l Wein am Tage oder einer entsprechenden Menge des erheblich weniger Alkohol enthaltenden Bieres oder Apfelweins. Aromatische Getränke (Kaffee, Tee) sind anregend und erleichtern die Verdauung werden aber im allgemeinen warm genommen. Es scheint, daß der Mensch durchschnittlich noch 1—1½ l Flüssigkeit täglich zu sich nehmen muß, außer derjenigen, die in der Nahrung enthalten ist. Ob man sie warm oder kalt, während oder außerhalb des Essens genießen soll, über diese Fragen hat man fast so lange gestritten, als es Menschen gibt, und doch sind noch heute die Meinungen geteilt. Von einer Seite werden Eisgetränke angeraten, von anderer verboten. Auch hier dürfte schließlich Vorsicht und weise Mäßigkeit die einzige Richtschnur geben. Einige Regeln haben sich aber doch schon ziemlich sicher aus dem Widerstreit der Ansichten herauskristallisiert. Für den gesunden Menschen ist es ziemlich gleichgültig, ob er während oder außerhalb der Mahlzeit die nötige Flüssigkeit seinem Körper zuführt. Solche aber, die an Verdauungsstörungen

oder Magenerweiterung leiden, sollten besser nicht beim Essen trinken und können sich bei gutem Willen auch schnell daran gewöhnen. Was die Temperatur betrifft, so sind Eisgetränke, sehr kaltes Bier, Wasser u. s. w. in der heißen Jahreszeit, wie jeder weiß, sehr angenehm, aber sie müssen langsam genossen werden, weil die Schleimhaut des Magens sie langsam verarbeitet. Unter diesen Umständen wirken sie anregend im allgemeinen und insbesondere auch auf die Verdauung. Im Altertum waren die Aerzte sehr für den Genuß von warmem Wasser, das in Rom in besonderen Etablissements, den sogenannten Thermopolien, feilgehalten wurde. Diese Lokale entsprachen ungefähr unsern heutigen Kaffeehäusern; nur in den Städten, die in der Nähe von Schneegebirgen lagen, hatte man schon im Altertum die Neigung, das Wasser künstlich abzukühlen. Im alten Griechenland waren, wie poetische Ueberlieferungen beweisen, Eisgetränke schon beliebt, sodaß es Hippokrates für nötig hielt, auf ihre etwaige Schädlichkeit aufmerksam zu machen. In der Kaiserzeit nahmen auch die Römer die Gewohnheit an, die Getränke durch Mischung mit Schnee oder Eis abzukühlen. Plinius sah darin ein Zeichen der Sittenverderbnis, daß einige Schnee, andere sogar Eis tranken. Zu den besten Durstlöschern gehört frisches Wasser, nicht allzuskalt, mit etwas Zitronensaft oder etwas Weinsäure oder auch Essig. Auch Fruchtäfte der verschiedensten Art als Zusatz zum Wasser sind trefflich. Molken, Sauer- milch tun ebenfalls ausgezeichnete Dienste; auch leichter Kaffee ist nicht zu verachten.

Für Haus und Küche.

Wiener Naturschnitzel. Dünne Kalbschnitzel, gesalzen und geklopft, bratet man zugedeckt mit Schmalz und Butter ab und gibt, bis sie mürbe genug sind, etwas Suppe dazu.

Huhn mit Paradeisäpfel. Ein paar fleischige junge Hühner spickt man sehr gut und dünstet sie mit Butter auf Zwiebel und Sellerie. Inzwischen läßt man einige schöne Paradeisäpfel warm werden, passiert sie und gibt den Saft über die Hühner. Nachdem diese weich sind, nimmt man sie heraus, passiert die Sauce nochmals, gibt sie über die Hühner und serviert braun gedünsteten Reis dazu.

Specksalat. Jede grüne Salatart kann auf folgende, meist in Ungarn heimische Weise bereitet werden. Man reinigt den Salat wie gewöhnlich, legt ihn in die Schüssel, salzt und überbrüht ihn mit heißem Essig, läßt ihn stehen, bis der Essig etwas kühl geworden, gibt würfelig geschnittenen, geräucherten, gelblich angelautenen Speck darüber und serviert ihn rasch.

Sardellenauce. Zwei Sardellen reinigt man von Schuppen und Gräten, schneidet sie zusammen und läßt sie in Bratenfett oder Butter mit etwas gehackter Zwiebel anlaufen, staubt Mehl daran, kocht es mit Suppe auf, passiert die Sauce und läßt sie nochmals aufkochen.

Für den Landwirt.

Ueber die Tränkung der Tiere.

Der tägliche Wasserbedarf richtet sich nach der Tiergattung, dem Individuum, dem Nutzungszweck, der Nahrung, der Temperatur der Luft, der Feuchtigkeit und der geleisteten Arbeit. Man nimmt an, sagt der „Ratgeb. f. Haus und Landw.“, daß das Schaf 2-5mal soviel bedarf, wie es an Trockensubstanz aufnimmt, während das Rind sogar viermal soviel benötigt; das Pferd bedarf weniger, das Schwein mehr als das Rind. Da aber, wie oben bereits ausgeführt die verschiedensten Umstände auf die Menge des Tränkwassers Einfluß haben, so läßt uns die Wissenschaft mit genaueren Angaben im Stich, und sie empfiehlt deshalb, man solle es dem Instinkt des Tieres anheimgeben, soviel Tränke einzunehmen, wie es notwendig hat. Für den praktischen Landwirt ist dieses jedenfalls die einfachste Lösung der Wasserfrage, und solange die Wissenschaft uns nicht besser belehren kann, folgen wir dem natürlichen Bedürfnis des Tieres. Weiter scheint man schon mit den Versuchen betreffs der Frage, wann wir tränken sollen, gekommen zu sein, da man empfiehlt, das Tränken vor dem Füttern zuzulassen. Einig ist man indessen auch in dieser Frage noch nicht, was auch durchaus erklärlich ist, da auch hierbei zu viele Umstände inbetracht kommen. Aus diesem Grunde kommen wir bei dieser Frage zu demselben Ergebnis: wir überlassen es dem natürlichen Bedürfnis des Tieres, wann es Wasser zu sich nehmen will. Das kann um so eher geschehen, als man selbst bei überhitzten Tieren (z. B. beim Hund) die Beobachtung gemacht hat, daß das vorgesezte Wasser erst nach einiger Zeit der Abkühlung des Körpers aufgenommen wird. Allerdings wirkt zu kaltes Wasser zweifellos gesundheits-schädigend, ebenfalls zu heißes und, wie Versuche gezeigt haben, auch zu hartes und unreines Wasser. Wenn auch die Tiere verunreinigtes Wasser lieber trinken, so ist dies zumeist auf ein Bedürfnis nach Salz zurückzuführen, welches man jedenfalls besser in Form von Viehsalz verabreicht. Das beste Tränkwasser für Vieh ist reines, klares Wasser, von einer Temperatur, wie sie Wasser hat, welches kurze Zeit im Stalle steht, etwa von 10—12 Grad Celsius.

Es muß demnach aber als fehlerhaft angesehen werden, das Vieh des Morgens, besonders wenn es stark im Schweiß ist, aus dem Stalle an den Bach oder Tränkstein zu führen, da dergleichen Wasser dann bekanntlich seine niedrigste Temperatur hat, daher zu kalt ist. Die beliebte Ausrede, das Vieh käme dabei einmal aus dem Stalle heraus, und man könne es so auch am einfachsten auf seinen Gesundheitszustand prüfen, ist doch sehr bedenklich und deshalb hinfällig, da man die Tiere besser zu anderen Tageszeiten aus dem Stalle kann heraustreten lassen.

Wirtschaftlich fehlerhaft ist das veraltete Tränken des Viehes mit Eimern, da es zuviel Arbeit und Zeit und dabei Geld kostet, abgesehen davon, daß man gerade in der dürftigen Zeit sich am wenigsten auf sein

Arbeitspersonal verlassen kann. Die beliebte warme Tränke in kleineren Wirtschaften ist namentlich bei Kraftfuttergaben ganz unrationell. So bleibt eben dem denkenden Viehbesitzer nur eine Tränkart als die richtige übrig, nämlich die Selbsttränke, wie sie ja in den meisten größeren Betrieben auch bereits eingeführt ist. In mittleren und kleineren Betrieben sind Selbsttränken bedauerlicherweise noch ziemlich selten, wenngleich es kaum eine Einrichtung geben wird, die in so verhältnismäßig kurzer Zeit sich bezahlt macht. Eine solche kann man sich in der einfachsten Form so herstellen, daß vor oder hinter der Krippe eine Röhre sich befindet, welche bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser gefüllt ist. Diese wird gespeist aus einem Faß oder einem sonstigen Behälter, wofür irgend in einer Stallecke ein Platz sich befindet. Die Reserverbehälter erhalten ihr Wasser aus einer Wasserleitung oder aus einer Pumpe etc. Der Zufluß wird durch einen Schwimmer reguliert; je mehr Wasser vom Vieh aufgenommen wird, desto stärker ist hinwiederum der Zufluß. Derartige Tränkevorrichtungen erscheinen uns allerdings noch als verbesserungsfähig. Jedenfalls ist bei Anlage einer Selbsttränke auch darauf zu achten, daß dieselbe einfach, billig und gut sich reinigen läßt.

Gemeinnütziges.

Um Schmeißfliegen im Sommer vom Fleisch abzuhalten, reibt man das Fleisch mit dem Suppenkraut Estragon ein. Es hält die Fliegen vom Fleische ab und daselbe erhält einen angenehmen Geschmack.

Ob schwarzes Tuch echt in der Farbe ist, ersieht man auf folgende Weise: Man löst etwas Sauerkleesalz in destilliertem Wasser auf, befeuchtet mit dieser Lösung einen Pfropfen und drückt diesen auf das Tuch. Ist der Stoff echt gefärbt, so hinterläßt das Sauerkleesalz nach einiger Zeit einen grünlichen, olivenfarbenen Fleck; ist das Tuch aber bloß mit Blauholz, Eisen- und Kupfervitriol gefärbt, d. h. die Färbung unecht, so erzeugt das Sauerkleesalz eine dunkelorange-gelbe, fahle Farbe.

Englisches Pflaster kann man sich selbst bereiten. Man spannt Taffet in einen Rahmen, überpinselt ihn mit in Brantwein aufgelöster Hausenblase, wiederholt diesen Anstrich, sobald er trocken ist, noch einige-mal, mischt vor dem letzten Anstrich ein wenig peruvianischen Balsam unter die Hausenblase und das Pflaster ist fertig.

Gartenwege von Unkraut zu reinigen. Um Gartenwege von Unkraut rein zu halten, vermischt man 50 bis 60 Maß Wasser mit 10 Kilo ungelöschtem Kalk und 2 Pfund Schwefelsäure, läßt diese Mischung in einem Kessel kochen und begießt dann damit die Gartenwege. Die Wirkung erstreckt sich auf mehrere Jahre.

Vorsicht bei Anwendung flüchtiger Fleckmittel. Zum Reinigen von feinen Leinensachen u. a. wendet man bekanntlich häufig Fleckmittel, wie Spiritus, Benzin, Terpentin, Petroleum, Schwefeläther, Petro-

leumäther u. s. w., an. Häufig ist es nun schon vorgekommen, daß Hausfrauen nach der Reinigung sofort zum Plätten der Gegenstände schritten, das heiße Eisen die entweichenden, brennbaren Gase entzündete und die Wäsche verbrannte. Erlaubt die Art des gereinigten Stoffes ein nachträgliches Auswaschen mit Wasser nicht, so muß man mit dem Plätten so lange warten, bis die Fleckmittel völlig an der Luft verdunstet sind.

Gegen das Schlucken. Schlucken läßt sich durch langsames Trinken von 10 bis 15 Schluck Wasser, ohne abzusetzen, oder durch das Anhalten des Athems ziemlich leicht vertreiben. Auch Kautensaft eingenommen oder die Magenrube damit einge-gerieben, vertreibt ebenfalls das lästige Schlucken.

Büchertisch.

Von der Broschüren-Sammlung „Volksaufklärung“ (Verlag Ambr. Opitz in Wernsdorf, Nordböhmen, durch jede Buchhandlung erhältlich; jede Nr. 10 h = 8 Pfg., franko 14 h = 12 Pfg.) erschienen jüngst zwei weitere Nummern, u. zw.: Nr. 87: „Die Umwandelbarkeit der kirchlichen Lehre.“ Von Kössler S. J. (Ein mit geradezu hinreißender Beredsamkeit gehaltener Vortrag des inzwischen verstorbenen Kanzelredners F. Kössler S. J. über die Niederlagen, die sich im Kampfe gegen die katholische Kirche die Sektenstifter der verschiedenen Jahrhunderte, die antikatolischen Tendenzwissenschaftler und die Vorkämpfer der modernen Opportunitäts-Religions-systeme geholt haben. Diese Schrift ist nicht nur ein oratorisches Meisterwerk, sondern bietet auch sachlich eine Fülle apologetischen Materials, das mit Nutzen gerade heute in Vorträgen, auf der Kanzel etc. verwertet werden kann.) — Nr. 88: „Wie die Los von Rom-Prediger aus-treufen, wenn man ihnen auf den Leib rückt.“ Von Missionär J. Erler. (Eine köstliche Beleuchtung der Verlegenheit, in welche die Los von Rom-Pastoren geraten, wenn irgend ein Fachmann sie direkt, persönlich, freundlich, aber mit Nachdruck auf den Ernst der Sache auffordert, für ihre einzelnen Angriffs-Phrasen auch die Beweise zu erbringen.) Alle bisher erschienenen 88 Nummern samt den 5 Ergänzungs-Bändchen kosten 10 K 72 h = 8 Mk. 80 Pfg. Von der Baudausgabe erschienen bisher 8 elegante Bände, zus. 16 K 60 h = 14 Mk. Wir wünschen, daß diese zeitgemäße, gehaltvolle Handbibliothek womöglich in der Bücherei jedes katholischen Mannes zu finden wäre. Katholischen Eltern raten wir, ihren heranwachsenden Söhnen diese gediegenen Schriften mit auf den Lebensweg zu geben.

Die vergessene Ehrent compag-nie.

Der Wagen mit der Kaiserin und der Braut war in den Berliner Schloßhof eingefahren. Der Kronprinz kommandierte die Fahnencompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß, die als Ehrentwache zur Stelle war und die er seiner Braut vorführen sollte. Der Kaiser vergaß aber — wohl zum erstenmal in seinem Leben — in der freudigen Erregung den in Aussicht genommenen militärischen Akt, reichte seiner Schwiegertochter den Arm und ging mit ihr ins Schloß. „Na, das ist ja noch schöner,“ pläzte der Kronprinz da heraus, „jetzt entführt Majestät meine Braut! Und wo bleibe ich?“ Man riet ihm, er solle nachgehen, doch er erwiderte: „Befehl

ist Befehl! Ich soll die Kompagnie vorführen, und muß also warten, bis die Prinzessin sie sich ansehen kommt." Inzwischen war der Kaiser benachrichtigt worden. Lachend erschien er, die Kaiserin, die Braut und die anderen Fürstlichkeiten an den Fenstern, und von dieser hohen Warte aus wurde dann der Parademarsch der Kompagnie abgenommen.

Lustige Gcke.

Ausreden lassen. Kleiderhändler: „Nun, wie waren Sie mit dem Ueberzieher zufrieden, den Sie bei mir gekauft haben?“ Kunde: „Alle meine Jungens haben ihn getragen.“ Händler: „Na, sehen Sie wohl!“ Kunde: „Nach jedem Regen mußte ihn immer der nächst Kleinere anziehen!“ Auf der Heintehr. „... Was hast d' g'lagt? Woast, Sapp, wenn mi jek' g'rad net gar so in d' Prax'n frieret, kriegetst d' a Mords-watsch'n!“

Zu viel verlangt. Bäckermeister (zum Gelegenheitsdichter): „Ich möchte gern zur Hochzeit meiner Tochter ein Gedicht bestellen; sie heißt Amalie und er Paul. Könnten Sie es nicht so einrichten, daß sich ihre Namen reimen?“

Störung. Schmierendirektor (von der Bühne zum Publikum): „Entschuldigen die Herrschaften, wenn im zweiten Akt die Festtafel ausfallen muß, da unser Schnauzel mit der Wurst durchgebrannt ist!“

Zart ausgedrückt. „Du, dort geht die Schwiegermutter unseres Freundes.“ — „Das ist ja der reinste Ballon.“ — „Ja aber wie ein lenkbarer schaut sie nicht aus.“

In der Zerstreuung. Richter: „Zwei Zeugen stehen hier, welche beschworen, daß sie die vermisste Uhr an sich nahmen.“ — Schofeles: „Wie heißt beschwören? Will ich nor gesehen, hab' ich genomme die Uhr in der Zerstreuung.“ — Richter: „Wo kann so etwas in der Zerstreuung geschehen?“

So zerstreut ist doch niemand!“ — Schofeles: „Sein mer Jüden doch zerstreut über die ganze Erde!“

Preise für richtige Auflösungen aus Nr. 13 erhalten durch das Los: Antonie Weiß, Freudenthal, Schlesien, Rath. Leseverein St. Lorenzen, Steiermark, Louise Schöbeck, Mähr.-Schönberg. — Zur Einsendung von Rätsellösungen genügt eine Postkarte.

Rätsel-Aufgaben.

Unlaut-Rätsel.

A. B.

Mit K gibt's alles hier bekannt,
Was du mit M schon oft genannt.
Mit B ist's nie allein,
Sobald's bei einem F trat ein.
Mit L ist's eine nord'sche Stadt,
Nicht weit von S und Kategat,
An H es dort nicht Mangel hat.
Mit R trifft mans's an Stern' und Erd',
Mit W niemand es wohl begehrt,
Mit Sch ist's nie des Lesens wert,

Ziffernrätsel.

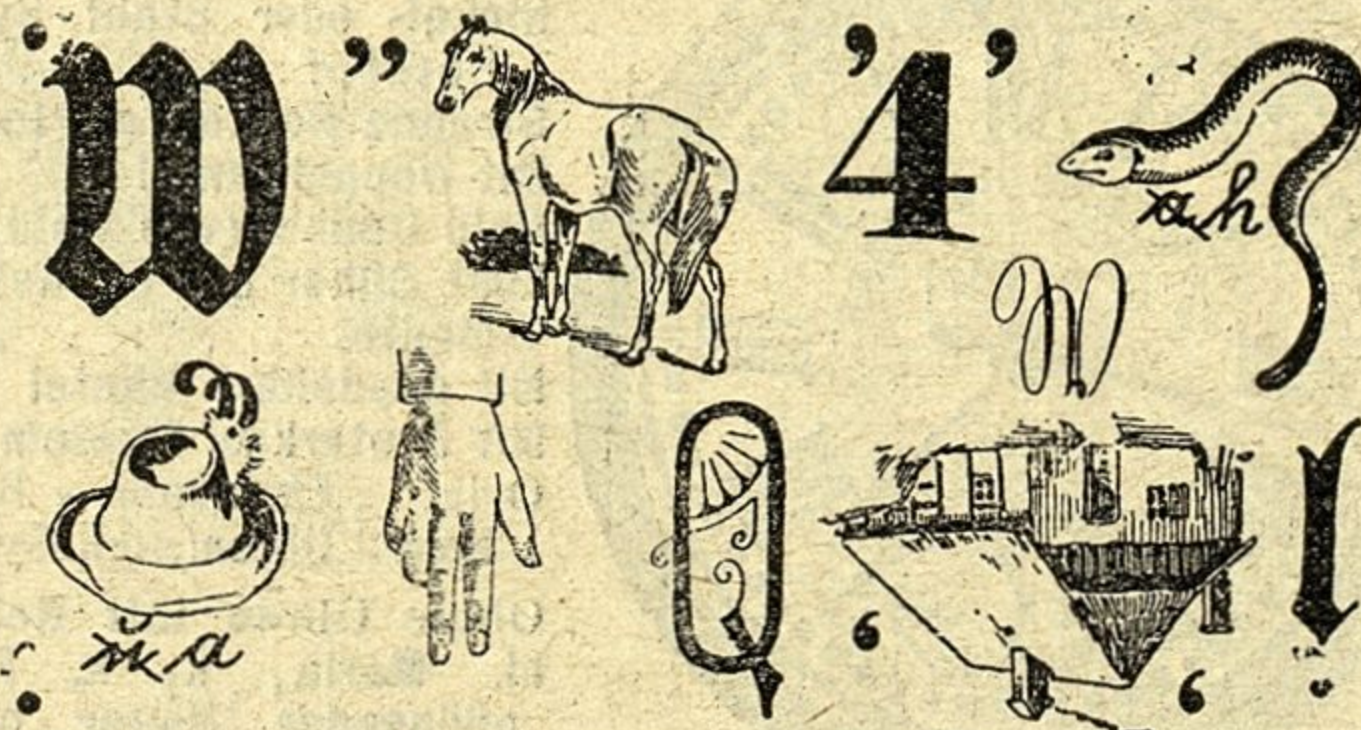
Von Fr. Danler, Stubai.

1 2 6 7 8 9 5 Frucht.
2 7 2 7 Gottheit.
3 2 7 8 9 5 Vertiefung.
4 6 5 7 4 5 3 Hauptstadt.
5 7 7 5 3 12 Flüssigkeit.
6 5 3 11 5 Einkommen.
7 8 9 3 5 8 1 5 Tier.
8 5 6 5 7 Göttin.
9 10 11 11 5 3 verkommener Hezer.
10 4 2 3 5 Stadt in Italien.
11 10 6 3 2 5 6 Kampfspiel.
12 10 8 1 5 6 Nahrungsmittel.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 ist heute allenthalben nötig.

Scherzrebus.

d
e w h
s o

Bilderrätsel.



Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Rebus:

Herculanum liegt unter Asche.

Diamanträtsel:

H
D U R
R U N D E
H U N D E R T
R H E D E
E R U
T

Quadraträtsel.

R O S T
O B E R
S E L A
T R A N

Bilderrätsel:

Frage nicht, was andere machen,
Ucht' auf deine eign'nen Sachen.

F. M. B. BÄREN-RÄDER

erstklass., stabile u. leichtlaufende Fahrräder. Modell 1905. Unter voller Garantie Preis v. Kr. 110.— an. — Zubehörteile zu billigsten Preisen. — Vorteilhafteste und reelle Einkaufsquelle für Radfahrer. — Katalog gratis u. portofrei FRIEDR. M. BERNHARDT, Bodenbach a. E.

Für Gründung von lokalen **PRESSVEREINEN** zur planmäßigen Förderung und Verbreitung guter Volkschriften ist seitens unseres Verlages ein Normalstatut vorbereitet worden, das in je 1 Exemplar gratis zur Verfügung gestellt wird, wo immer ein solcher Verein gegründet werden soll. Der Verlag A. Opitz, Warnsdorf.



Vollste Ueberzeugung,

daß Apotheker

Thierry's Balsam und Centifoliensalbe

bei allen inneren Leiden, Influenza, Katarrhen, Krämpfen und Entzündungen jeder Art. Schwächezuständen, Verdauungsstörungen, Wunden, Abscessen und Leishäden. etc. unerreicht wirksame Mittel sind, verschafft Ihnen das bei Bestellung von Balsam oder auf Wunsch separat kostenlos zugesendete Büchlein mit tausenden Original-Dankschreiben als häuslicher Ratgeber. 12 kleine oder 6 Doppelflaschen Balsam 5 K., 60 kleine oder 30 Doppelflaschen 15 K. — 2 Egel Centifoliensalbe 3.60 K. franco samt Kisten.

Bitte 3 abretieren an:

Apotheker A. THIERRY in Prograde bei Rohitsch.

Fälscher und Wiederverkäufer von Fälskaten werden gericht. verfolgt

Florian Holfeld'sche Leinwanden

sogenannte „Rumburger Weben“

erhältlich in allen besseren Leinen- u. Wäschegeschäften.

Ihr vorzüglichste Qualität bürgt das mehr als 80jähr. Renommee d. Firma.

Notariell beglaubigte Anerkennungsschreiben nach 50jährigem Gebrauch.

Florian Holfeld, Georgswalde bei Rumburg.

Gegründet 1820.

Neue böhmsche Bettfedern,

Dannen und fertige Betten

1 Tuchent und 2 Polster in großen roten Federritten v. 14, 16, 18, 20 bis 40 Kronen, versenden per Nachnahme franko jeder Post:

A. Flöschl & Sohn in Neuern 52 Böhmen.

Bettfedernpreisblatt und Muster gratis und franko.

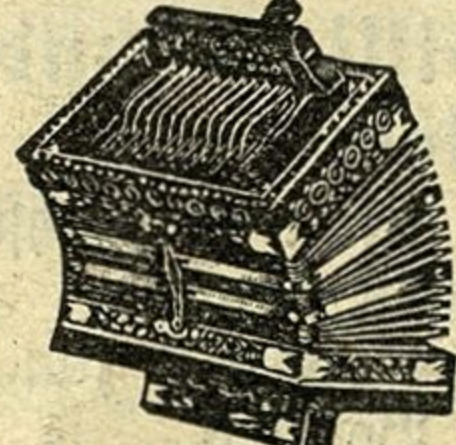
Reinen Blüten-Schleuderhonig,

die 5 kg Dose zu 10 Kronen fran o per Nachnahme, Wabenhonig per Kilo zu 2.40 Kronen, bei Abnahme 3.5 kg ebenfalls franko per Nachnahme versenden **Gebrüder Bohner**, Grundbesitzer und Bienenzüchter in Kreuz. Post Eulenberg via Sternberg, Mähren.

Meinel & Herold

Harmonika-Fabrik

Klingenthal (Sachsen) Nr. 129 M



versenden unter Garantie direkt an die Spieler per Nachn. ihre vorzüglichsten Harmonikas.

Nur Kr. 5.30

kostet eine solide Konz.-Zug-Harmonika mit 10 Tasten, 50 stark. Stimmen

(2 chörig). Pa. Stahlfederung, off. Claviatur, 3theil. (11falt.) weit auszieh. Balg m. Metall-schutteden, vernickelt. Metallbassklappen, Größe ca. 33 cm, dief. Harmonika, 3 echte Reg., 3 chörig, 70 Stimm., kost. nur 7.— Selbsterlernschule u. Holzliste umsonst hierzu. 2, 3, 4, 6, 8 chörige; 2 u 3 reith., sowie sogen. Wiener Harmonikas in ab. 120 Nr. staunend billig u. doch gut. Neuester Catalog (112 Seit. stark mit 200 Abbild.) umsonst. Kein Risiko. Garantie: Zurücknahme und Geld retour. Zoll- und Portogebühren sind nach Oesterreich-Ungarn sehr niedrig.

Ueber 5000 Dankschreiben.

Ausführliches Verzeichnis

aller in unserer

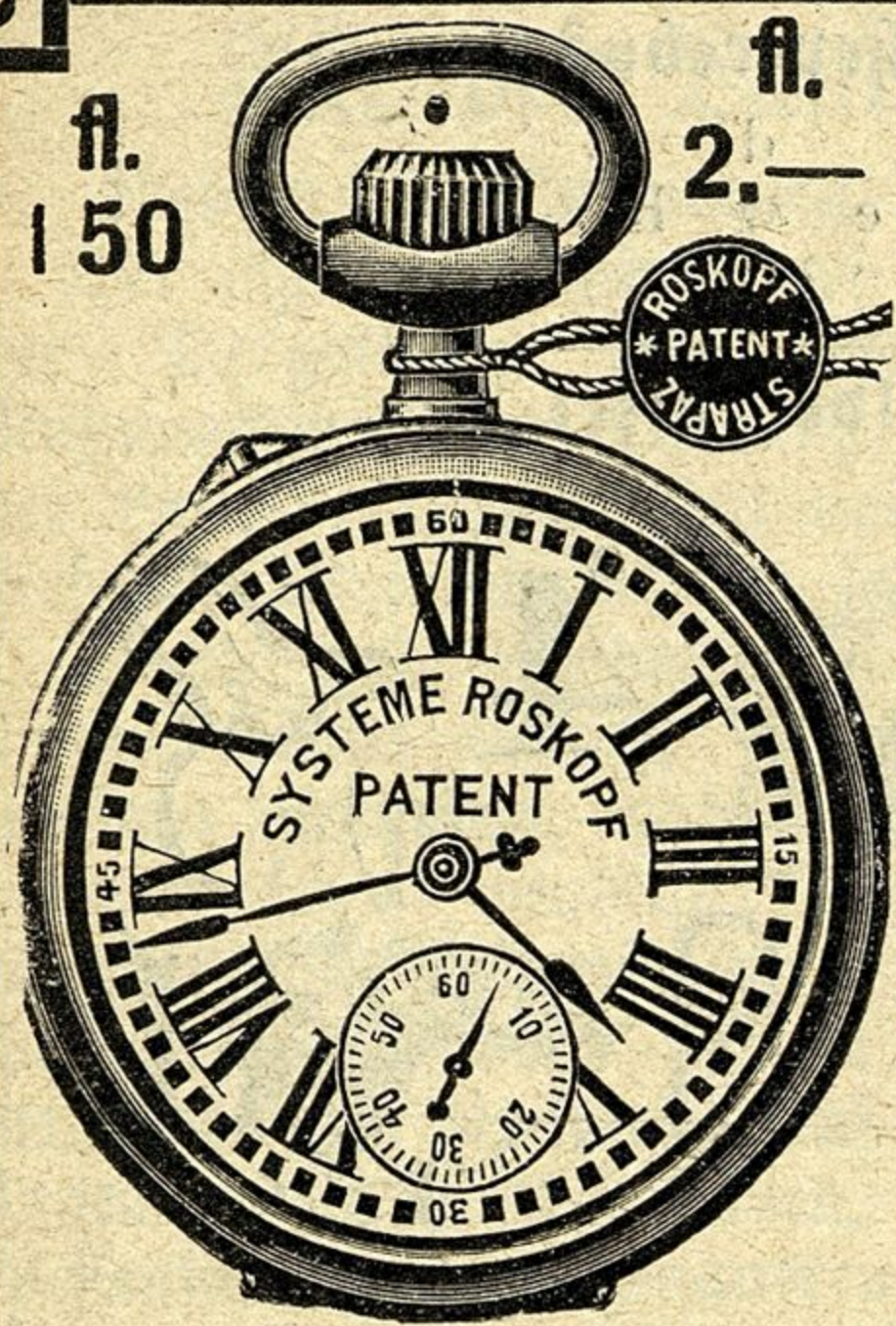
Dilettanten-Bühne

enthaltenen Theaterstücke (177 Hefte) mit kurzer, orientierender Inhalts- und Preisangabe nebst Kostenübersicht ist gratis und franko durch alle Buchhandlungen sowie direkt von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

Jos. Kösel'sche Buchhandlg.,
Ampfen u. München.
(Frankfurt a. M. 29/11.)

Visit-Karten

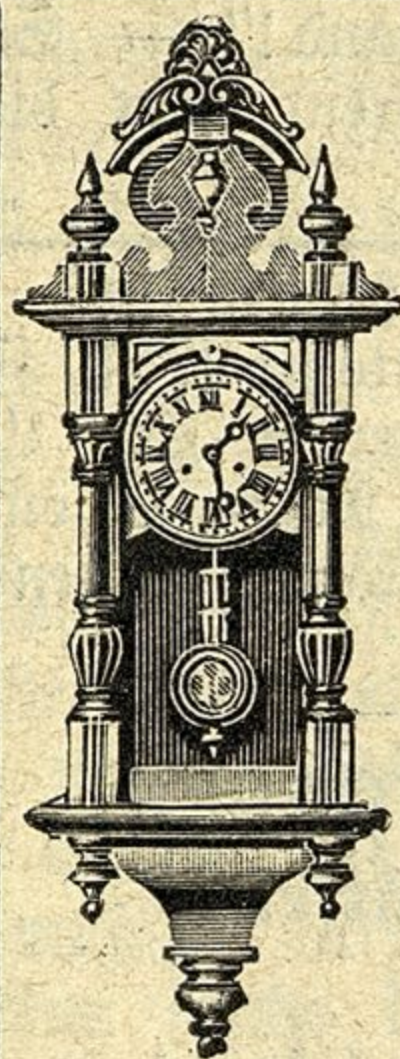
liefert rasch die Buchdruckerei von **A. Opitz in Warnsdorf.**



Echte Roskopf-Uhren

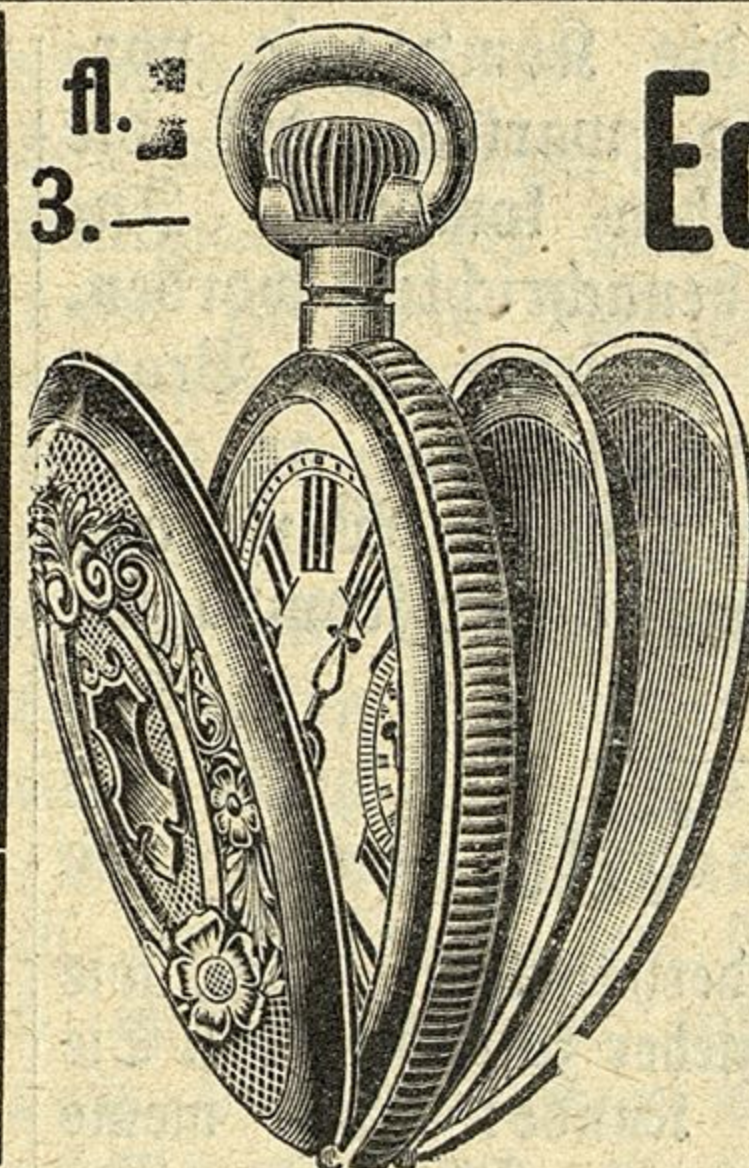
6 Monate Probezeit

Nickel- oder Stahl-Syst.
Roskopf . . . fl. 1.50
Strapaz-Roskopf m. Plomba fl. 2.—
Mit Doppelmantel . . . fl. 3.40
Gold-Doublé (wie Gold) . . . fl. 3.50
Echt Silber mit einfachem Mantel . . . fl. 3.—
Mit doppeltem Mantel . . . fl. 4.—
Mit 3 starken Mänteln . . . fl. 5.—
Orig. „Eisenbahn-Roskopf“ Uhren (nicht Syst.) fl. 3.50
Obige Uhren mit Reliefbild der hl. Maria, k. k. Reichsadler, pflügender Bauer oder Pferd 10 kr. mehr.



Musik-Pendeluhr

71 cm hoch, spielt von selbst die schönsten Lieder, Walzer und Märsche . . . fl. 6.—
Ohne Musik . . . fl. 4.—
Mit Schlagwerk . . . fl. 4.50
Mit Turmglockenschlag fl. 5.—
Nickel-Wecker-Uhren fl. 1.—
Mit Doppelglocken . . . fl. 2.—
Mit Doppelmusik . . . fl. 4.25
Kuckuck-Uhren . . . fl. 3.40
Runde Küchen-Uhren . . . fl. 2.—



Echte silberne Remontoir-Uhr

k. k. punziert
für Herren, Damen u. Knaben.
Mit einfachem Mantel . . . fl. 3.—
Mit doppeltem Mantel . . . fl. 4.—
Mit Goldrändern . . . fl. 5.—
Mit 3 starken Mänteln . . . fl. 6.—
Silber-Panzerkette . . . 90 kr.
14kar. Gold-Rem.-Uhr v. fl. 8.—
14kar. Goldketten v. fl. 10.—
14kar. Gold-Ohrgeh. v. fl. 1.20
14kar. Gold-Ringe v. fl. 1.80

3 Jahre schriftl. Garantie. — Für Nichtpassendes Geld retour. — Versand nur per Nachnahme.

„Zur grossen Uhrenfabrik“, Max Böhnel, Uhrmacher, Wien, IV., Margarethenstrasse 38.

Lieferant der k. k. Staatsbeamten. Gegründet 1840. Verlangen Sie meinen grossen Preiscurant mit 1000 Abbildungen umsonst und portofrei.

Neu! Unübertroffen! Neu! Milchentrahmungs-Apparate

leisten bessere Dienste als teure Zentrifugen. Grösster Nutzen, schärfste Entrahmung und arbeiten ganz allein. Der Preis ist aber trotzdem sehr billig. Ein Stück fl. 3.50 und 4. Genaue Beschreibung umsonst.

Alleinverkauf nur bei

Rudolf Gegenbauer, Aspernhofen, Post Neulengbach, Nieder-Österreich.

Tüchtige Vertreter werden gesucht.

Aerztlich hochgeschätzte, stärkste und wirksamste Lithion-Heil-Quelle. Sichere Heilung von Rheumatismus, Harn-, Nieren-, Zucker-, Magen- u. Blasenleiden.



Brunnenversand:
Jos. Weber
Klosterle.

Rein, salzfrei, angenehmer Wohlgeschmack. — Harntreibende Wirkung. — Färbt den Wein nicht. — Ehrende Anerkennungen. — Mehrfach prämiert. — Ueberall zu haben.

Branntwein-Destillation

verbunden mit Erzeugung alkoholfreier Erfrischungsgetränke, kann mit bestem Erfolge sofort betrieben werden, für behördliche Bewilligung zur Erzeugung und Verkauf wird garantiert und gründliche Manipulation durch erfahrenen Fachmann an Ort und Stelle kostenlos eingerichtet und zweckdienliche Anweisungen wegen flotten Absatzes erteilt. — Respektanten belieben ihre Offerten unter „Erste Fabrikfirma 46485“ a. d. Annoncen-Expedition M. Dukes Nachf., Wien, 1. Bez., Wollzeile 9, zu richten.

Jalousien, Zwillich- und Holzrouleaux in allen Qualitäten liefert möglichst billig die Fabrik von Anton Tschander jun., Brannau in Böhmen. Agenten überall gesucht.

In dem fl. belehrten Buch über Verdauungsleiden wird durch viele beglaubigte Ateste nachgewiesen, daß selbst langjährig und hoffnungslos Leidende noch Heilung fanden.

Magen-Darmleidenden

wird dasselbe zur Durchsicht empfohlen und erhalten es an Wunsch gratis von Fritz Popp in Heide Holstein.

Radifalin

preisgekrönt und anerkannt als bestes und rationellstes giftfreies Fliegengiftungsmittel.

Fabrik Neusalza i. Sa.

Verkauf in allen Apotheken und Drogenhandlungen.

An Taube.

Durch unsere neue Erfindung werden selbst die schwersten Fälle von Taubheit geheilt. — Ohrensausen sofort beseitigt. Herr Julius Hauser, Schuhmachermeister, Tetschen a. E., der seit Kindheit taub war, hört jetzt vollständig und wird es beständigen. — Beschreiben Sie Ihren Fall genau und wir werden denselben untersuchen und Ihnen eine Menge andere geheilte Patienten nennen, wo Sie sich erkundigen können.

Sie Deutsche Ohrenklinik.
No. 270, West 131 ste Str.
New-York City, U.-S.-A.

Hoff's Maltzym,

ein nährendes, leicht-bekömmliches Tafelgetränk für Kranke und Gesunde.

Hoff's Malzextrakt-Nähr-Chokolade.

Aus Milch, Malzextrakt-Nahrung und Chokolade. Bestes Frühstückgetränk für Frauen und Kinder.

In allen besseren Geschäften erhältlich.

Nährmittelwerke
Johann Hoff,
Stadlau.

Java-Kaffee

direkt vom Pflanze.

Verfand das 5 Kilo-Säckchen verzollt und franko, ganz speisefrei jeder Poststation.
Marke Lav. flor, superl. roh . . . fl. 6.95
fein grün . . . „ 6.20
Java-Salvador-Mischung . . . „ 6.10
Kapuziner-Mischung, gebrannt . . . „ 7.—
Auch andere Kaffeesorten billigst.

TE E

1 Kilo fl. 2.80, fl. 4. — und fl. 5.50.
Preisliste gratis und franko

TURK & CO.

Plantagenbesitzer auf Java.

Verfand vom Hauptdepot.

TRIEST, Acquedotto 62.

Thiele's Entfettungs-Stein

bekannte wirksame Spezialität für Fettleibige. Paket 2 K. — Zu beziehen durch Apotheker Alois Lukesch, Grulich (Böhmen).

Du

wirft für die Hautpflege, speziell um Sommerprossen zu vertreiben und eine zarte Gesichtsfarbe zu erlangen, nie eine bessere und wirksamere medizinische Seife finden, als die altbewährte

Bergmanns Milienmilchseife (Marke: 2 Bergmänner)

von Bergmann & Co., Tetschen a/E. Vorrätig à Stück 80 Heller bei:

Engel-Apotheke,
Alte Stadt-Apotheke,
Droguerie Rudolf Heider in Wernsdorf;
Apotheke G. Gagner,
Friseur G. Fritzsche in Schönlinde;
Droguerie Rudolf Bley; in Georgswalde;
Ad. Schindler in St. Georgenthal.